

Gleisliche Chronik



4. Jahrgang Nr. 10

15. Februar 1911



Holzschlittenfahrer auf der Hochwaldbahn des „Heufuders“ im Fjergebirge



Holzschlitten mit Pferd bei der „Germania“

Unsere Beilagen

(Nr. 21 und 22)

Hugo Ulbrich hat zu seiner 1907 vollendeten großen Radierung der Marienburg Ende vergangenen Jahres ein Gegenstück geschaffen, zu der Marienburg im Sommerglanz eine Marienburg im Winterkleide, von der wir eine sehr stark verkleinerte Abbildung in Beilage Nr. 21 bringen. Wie man las, hat der Künstler unserem Kaiser den ersten Vorzugsdruck von dieser Platte auf dem alten Ordenschlosse selbst überreicht.

Die „sommerliche“ Marienburg, von der Nogat aus gesehen, brachte die Größe und Würde der wiedererstandenen monumentalen Bauanlage vortrefflich zum Ausdruck und hatte dabei etwas Heiteres und Festliches, war mit den Klößen auf dem Wasser im Vordergrund ein Bild der Gegenwart. Die „winterliche“ dagegen ist ein Bild der Vergangenheit, in der das trotzige Bollwerk schneebedeckt in stillem Schlaf zu träumen scheint; kein lebendes Wesen stört die feierliche Ruhe.

Man sieht das Schloß so, wie man es gewahrt, wenn man vom Bahnhof in Marienburg aus die alte Elbinger Heerstraße entlanggeht; es ist die „Ost-“ oder „Feldseite.“ Auf der Schneec- und Eisfläche des Vordergrundes baut sich hinter dem Graben und der turmbewehrten Ringmauer die Schloßanlage auf, mächtig ansteigend, bis zu der Spitze des hohen Turmes des Hochschlosses. Dieses bildet ein geschlossenes Viereck, aus dessen Nordflügel wir die Kirche mit dem nach Osten zu liegenden Chorabschluß hervortreten sehen. Ihn schmückt ein Riesenmosaikbild der Mutter Gottes mit dem Christkinde. Daneben steht der Pfaffenturm, und an diesen schließt sich, vom Hochschloß durch einen Graben mit Brücke getrennt, der niedrigere, mit drei langgestreckten Flügeln einen Hof umsäumende Bau des Mittelschlosses. Auf dem westlichen Flügel befindet sich die Hochmeisterwohnung — ihr Dach ragt über die anderen Dächer des Baues hervor — mit dem weltberühmten Remter, der unter dem Hochmeister Winrich von Knipröde (1351—1382) errichtet wurde. Links von dem Mittelschloß dehnt sich die „Vorburg“ aus, ein weiter, von Mauern und Wassergräben umgebener Waffen-

platz. Das größte und schönste aller deutschen Schlösser, der künstlerische Höhepunkt der Backsteingotik, ist hier mit feinem Verständnis für architektonische Wirkungen in einem stimmungsvollen Bilde festgehalten.

Die zweite Beilage, Nr. 22, der verschneite Märchenwald, gehört zu dem Aufsatz über den Wintersport im Hjergerbirge von Emmy von François auf dieser Seite.

B.

Wintersport im Hjergerbirge

Zwischen dem Riesen- und dem Lausitzergebirge erstreckt sich langhinziehend das Hjergerbirge, das seinen Namen der bei der Tafelfichte entspringenden Hjer entlehnt. Schon Jahrzehnte hindurch strömen die Touristen zur Sommers- und Winterszeit in das Riesengebirge, doch verhältnismäßig gering ist auch heutigen Tags noch der Fremdenverkehr im benachbarten Hjergerbirge, obwohl es äh-

liche landschaftliche Reize besitzt. Am westlichen Ende liegt die kleine Stadt Friedland in Böhmen, überragt von dem alten Wallensteinsschloß gleichen Namens, das zum größten Teil in seiner früheren Gestalt erhalten ist. Sein jetziger Eigentümer, Graf Clam Gallas, hat sich an Stelle der Stallungen ein neues Schloß als Sommerfisch bauen lassen.

Schon von weitem fallen dem Beschauer die beiden Geschwisterberge, Heufuder und Tafelfichte, ins Auge. Während dieser noch in preussisches Gebiet gehört, liegt jener bereits im Böhmerland. 1126 Meter über den Meeresspiegel erhebt sich die Tafelfichte mit dem 1892 erbauten hölzernen, großen Aussichtsturm, von dem aus man eine herrliche Fernsicht über das Lausitzer-, Hjer- und Riesengebirge genießt. Der Turm auf dem Heufuder (1107 Meter) wurde am 17. Oktober v. Js. ein Opfer der Herbststürme. An seiner Stelle soll ein steinerner als „Kaiser Friedrich-Warte“ entstehen. Ein Fußweg führt dort oben in 1000—1100 Meter Höhe bis zu den „Kammhäufen“ etwa 12 Kilometer weit durch dichten Kiefern- und Fichtenwald. Er sowohl, wie das umliegende Gebiet sind fast ausschließlich Besitz des Reichsgrafen Schaffgotsch.

Zu Füßen des Hjergerbirges liegt idyllisch in einem vom Queis durchflossenen Tale Flinsberg. Rings um den Ort erheben sich Bergzüge, welche bald mäßiger, bald steiler bis zu 1000 Meter Meereshöhe ansteigen. Nach Nordosten bietet sich in einem Taleinschnitt die berühmte Aussicht nach dem Greiffenstein, einer früheren Burg der Grafen Schaffgotsch. Südöstlich öffnet sich den Blicken das romantische Queistal, vom Hochstein abgeschlossen.

Während um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Wasser aus dem „heiligen Brunnen“ in Flinsberg bis in die Lausitz, ja bis nach Meißen hinein als heilkräftiger Trank geholt wurde, datiert die eigentliche Entwicklung des Ortes erst aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Es hatte sich dort nach und nach ein reges Badeleben im Sommer entwickelt, das nicht zum geringen Teil seine Anziehungskraft durch herrliche Spaziergänge und Ausflüge ins Gebirge erhielt. Bog aber der Herbst wieder mit seinem Sturmgebraus ins Land,

dann lagen die langen Wandelhallen verödet da. Alles flüchtete wieder aus der freien Natur in die geschlossenen und geschützten Mauern des eigenen Heims. Und breitete nun gar erst der Winter sein dichtes, weißes Federbett über die grünen Wiesen und weiten Bergesflächen, dann hielt Flinsberg seinen langen Winterschlaf, geschieden vom Außengetriebe der Welt. Aber im nahe gelegenen Riesengebirge begann es sich zu regen, auch erst allmählich, aber immer mehr und mehr zunehmend, bis sich in den letzten Jahren ein Wintertreiben entwickelte, welches an das in St. Moritz erinnert. Während hier der Wintersport von Tausenden getrieben wurde, diente er bisher in dem benachbarten Flinsberg dem Einheimischen fast nur als Fortbewegungsmittel. Auf Ski oder Rodelschlitten wurden die oft weiten Entfernungen überwunden; aber nur selten sah man den wirklichen Winter-

sportler. Nur die Pension „Haus Hasse“ und der „Berlinerhof“ boten dem Fremden Unterkunft. Zum Rodeln konnten nur die Holzschlittenbahnen benutzt werden, auf denen große Schlitten, von einem Pferde gezogen, oder auch nur von einem Führer gelenkt, das gefällte Holz vom Ramm zu Tale beförderten. Den wenigen Naturfreunden, die sich bisher einfanden, bot der Aufstieg zum Jierkamm einen großen Genuß. Ein wundervoller Ausblick zeigt sich da bei klarem Wetter dem Beschauer: zu Füßen das verschneite Dörflein, in der Höhe der Hochstein mit seinem weißglühenden Gipfel. In langer Reihe zieht die kleine Rodelgesellschaft dahin, den Schlitten zum Teil mit sich führend, zum Teil denselben dem langsam nachwandelnden Schlittenjungen überlassend; denn der Weg ist beschwerlich und lang. Vom Waldessaum an wird es steiler, man muß sich fest auf den Gebirgsstock stützen, wollen doch die Füße immer wieder bergabwärts rutschen. In strahlendem Diamantenfeuer glitzern, von einzelnen Sonnenblicken durchleuchtet, die Eiszapfen von den hohen Bäumen herab. Entzückt um uns blickend, wandern wir in diesem weißschimmernden Dom dahin, feierlich gestimmt durch die Weihe, die über die ganze Natur ausgebreitet ist. Schmal ist der gebahnte Weg, rechts und links von hohen Schneehügeln eingefäumt. Da kommt der erste pferdebefpannte Holzschlitten; es hilft nichts, hinein in den tiefen Schnee! Der Weg muß frei sein; sind es doch auch einzig und allein diese Schlitten, die dem Rodler die Naturbahn bisher ebneten und fahrbar machten. Wieder weiter emporsteigend, sind wir an eine Holzumladestelle gelangt; denn da es jetzt steiler bergabwärts geht, muß auch die natürliche Bremsvorrichtung, die aus lang nachschleifenden Holzstämmen besteht, verstärkt werden. Die Höhe ist noch lange nicht in Sicht, und wir steigen weiter aufwärts. Ein letzter, kurzer und steiler Aufstieg, und das Ziel ist erreicht. Dicht verschneit liegt das schneebedeckte Dach des „Waldbühlgens“ vor uns, in dem wir fürs erste eine kleine Rast machen. Einige Rodelschlitten werden noch aus dem gerade vor der Tür haltenden Pferdeshlitten verladen, der einen kleinen Teil der weniger Widerstandsfähigen der Gesellschaft auf bequemere Art heraufbefördert hat. Nach kurzer Stärkung schauen wir uns auf dem weiten, weiß-



Holzschlitten auf der Jierbahn

schimmernden Plateau um. Halb versunken in ihrer dichten Schneehülle liegen die Rammhäuser vor uns. So weit das Auge reicht, umgibt uns die leuchtende Schneedecke. Geblendet von so viel Weiße, blicken wir um uns. Ueber uns der leuchtende, blaue Himmel, die glühende Sonne, alles strahlt und schimmert in wunderbarer Winterpracht, wie es eben nur der Bergesgipfel bieten kann. Unsere Anstrengung beim Aufstieg wird tausendfach belohnt; denn jetzt kommt das mühevolle Abwärtsgleiten. Schon stehen die Schlitten mit ihren Insaßen in Reihe und Glied. Noch ein letzter Ausblick auf der Höhe um uns, und schon faust der Vordermann hinab; in kurzem Abstände folgt eins nach dem andern. Wie weißer Meltau sprüht bei der schnellen Fahrt der Schnee um uns herum, oft den Ausblick verbüllend, und was wir in langem Dahinwandern durchmeßen haben, ist in wenigen Minuten wieder durchseilt. Auf dem Serpentinwege fliegen wir die letzte Strecke von der „Germania“ bis ins Dorf hinab, dort alle wieder zusammen treffend. Noch klein ist die Zahl derer, die sich regelmäßig zum Winterport in Flinsberg einfänden. Doch schon in diesem Winter werden sich die Anhänger des Jiergebirges mehren. Die Wälder werden aus ihrer Ruhe geweckt von dem plaudernden, lachenden Menschen schwarm, den die seit dem Sommer eröffnete, sich bis Flinsberg ausdehnende Kleinbahn herbeiführen wird. Mit geschäftiger Hand war man bereits tätig, wohlgerichtete, sportgerechte Bahnen zu schaffen. Von der Jier herab über den Kaiserstuhl in den Rubezahlweg einbiegend, führt eine neugeschaffene Bobleighbahn, den etwas abseits laufenden, ebenfalls geübneten Rodeweg einige Mal kreuzend. Den alljährlich in letzter Zeit stets im Februar von mehreren sportliebenden Dorfbewohnern veranstalteten Sportfesten werden sich nun auch die herbeiströmenden Fremden zugesellen. Seit Mitte Dezember werden Skiturse durch Norweger erteilt, und allmählich wird sich auch hier daselbe lebhaftere Treiben entwickeln, wie in dem benachbarten Riesengebirge, daselbe dadurch etwas entlastend. Freilich, um die idyllische Winterruhe ist es gekehren. Doch was bisher nur vereinzelte Naturfreunde genossen, wird jetzt der Allgemeinheit zu gute kommen, und die sonst im Winter verlassen daliegenden Logierhäuser, das



Der Schlittenjunge auf dem Wege zur Hjer

Kurhaus selbst, folgen dem Beispiel der einzelnen und öffnen ihre gastlichen Tore.

Somit hat Flinsberg nun auch seine Winteraison, und nur wenige Sportliebhaber und Naturfreunde werden verkümmern, bei ihren Ausflügen in die winterlichen Schneefeldern dem „schlesischen Engadin“ einen Besuch abzustatten.

Emmy v. François in Görlitz

Einweihungen

Das St. Augustinusstift in Kleinburg. In Breslau ist auf dem Grundstück Kleinburgstraße 32/36 ein neues, stattliches Doppelgebäude in romanischem Stil errichtet worden, das St. Augustinusstift der Grauen Schwestern, die aus ihrem zu eng gewordenen Heim (Kleinburgstraße 14-16) dahin übersiedelten. Die dem Bau angegliederte Kapelle wurde am 21. Dezember v. J. eingeweiht.

Die mit der Längsachse westöstlich gerichtete, einschiffige, von einem Tonnengewölbe überspannte Kapelle umfaßt 250 Sitzplätze und etwa 300 Stehplätze und zeigt einfache, aber ansprechende Einrichtung. Reicherem bildnerischen Schmuck hat nur die Apsis erhalten. Ueber dem romanischen Hochaltar prangt ein Oelgemälde, das die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne zeigt und den hl. Augustinus, der beiden seine Huldigung darbringt. Der Hochaltar selbst trägt zu beiden Seiten des Tabernakels geschnitzte Reliefs, die das Rosenwunder der hl. Elisabeth und den hl. Johannes darstellen. Für Tageslicht sorgen vier große, in Kathedralglas ausgeführte Fenster an der Nordseite und fünf kleinere Fenster über dem Hauptportal an der Westseite; die Abendbeleuchtung erfolgt durch elektrisches Licht. An der Außenfront, im Bogenfelde über dem Hauptportal befindet sich ein Steinrelief, die Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe darstellend. Das Dach bekront ein Türmchen mit der Glocke. Südlich an die Kapelle schließt sich, mit der Längsfront der Straße zugewendet, das Schwesternhaus, welches Kellerräume, zwei Stockwerke und ein Dachgeschoß enthält. Den Abschluß gegen die Straße bildet ein Vorgarten, und an der Ostseite hat das Haus einen größeren Bier- und

Wirtschaftsgarten. Der im Oktober 1909 begonnene Bau ist von den Architekten Overkott und Föhre ausgeführt worden.

Die evangelische Kirche in Sandberg. Am 22. Januar nachmittags 2 Uhr fand die Weihe des neuerbauten evangelischen Gotteshauses in der Kolonie Sandberg bei Ober-Salzbrunn statt. Die Weihe vollzog Generalsuperintendent D. Nottebohm. Außer diesem wohnten Konsistorialpräsident Schuster, Superintendent Biehler und die evangelische Geistlichkeit der Feier bei. Die Predigt hielt Pastor prim. Bäcker aus Altwasser, die Schlußliturgie Superintendent Biehler.

Die Kirche, die in modernem Stil von Baumeister Schiedek nach Plänen des Architekten Henry aus Breslau erbaut ist, liegt am Ende der Kolonie, unterhalb des Sandberg-Hotels. Am 7. November 1909 fand die Grundsteinlegung statt. Die Orgel stammt aus der Orgelbauanstalt Schlag & Söhne in Schweidnitz, die Glocken hat die Firma Bierling in Dresden geliefert. Die Kirche enthält 450 Sitzplätze und ist mit Heißwasserheizung versehen. Infolge der Opferwilligkeit der Gemeinde und auswärtiger Gönner ist das Innere würdig ausgestattet. Die Kaiserin schenkte die prächtige Altarbibel; ferner spendeten u. a.: die Schlesische Spiegelglasfabrik Tielisch & Co. einen jährlichen Zuschuß zu den Zinsen der Vauschuld, Frau von Tielisch die Orgel und 5000 Mark, Fideikommißbesitzer Egmont von Tielisch auf Neukendorf Altar, Kanzel und Altarbild, Frau verw. Kommerzienrat Tielisch drei bunte Altarfenster, der Fürst von Pleß 1000 Mark, Fabrikbesitzer Ohme in Dresden 3000 Mark und die Beleuchtungsanlage, Gasthofbesitzer Paul Blümel 2000 Mark, Direktor Dr. Arbenz 1000 Mark, Fabrikbesitzer Hoffmann 1000 Mark und Fabrikbesitzer Bauer 1000 Mark.

Altertümer — Ausgrabungen

Das Hochgericht bei Goldentraum. Am Rande des hochromantischen Queistales sieht man, etwa 2 Kilometer westlich vom alten Bergstädtchen Goldentraum, einen massigen Turm am Waldrande eines Hügels emporragen. Es sind die Reste des alten Hochgerichts, des Galgens, dessen Durchmesser etwa 10 Meter und dessen Höhe etwa 9 Meter beträgt. Die an der Nordwestseite befindliche Türe, sowie das Dach über dem Gemäuer aus Feldsteinen sind vom Zahn der Zeit teilweise zernagt worden. Einen prächtigen Blick über den südlichen Teil des Kreises Lauban genießt das Auge des Wanderers. In 3 Kilometer Entfernung blinzt der Hauptteil des Staubeckens an der Talsperre bei Marklissa herüber, überragt von der im Umbau durch den Burgenerbauer Bodo Ehardt befindlichen, alten Feste Tschocha. Dahinter schließt die Landeskrone bei Görlitz mit den Jauernicker- und Königshainer Bergen den Horizont ab. Im Nordwesten zieht sich der Rücken des langen Hochwaldes nach Lauban zu, während von Süden her der Kamm des Hjergebirges herüberblaut. So schön die Lage des Galgens ist, so graulich ist seine Geschichte und Sage. Um 1200 soll er erbaut sein. Der Hinrichtung zweier männlichen und einer weiblichen

Person hat er gedient. Als man vor längerer Zeit mit dem Abbruch begann, erhob die Gemeinde Goldentraum Einspruch mit den wohl nicht genug überlegten Worten, daß er „für sie und ihre Kinder“ stehen bleiben möge. Nach dem vor etwa 2 Jahren erfolgten Tode des Besitzers des Grundeigentums, auf dem der Galgen steht, des Herrn Otto von Nechtrich auf Tzschocha, unternahm Herr Edgar von Nechtrich Nachgrabungen im und am Galgen, wobei Knochenreste der dort verscharrten Mordtäter zu Tage gefördert wurden. Der alte Rest vergangener Gerichtsbarkeit der sogenannten „guten, alten Zeit“ steht noch fest und wird noch lange Zeit der Zerfetzung durch die Elemente Trost bieten.

G. Krause in Schwerta O.-L.

Löwenberg. Der erneuerte Brunnen auf dem Oberringe enthält auf der in seiner Mitte stehenden Säule mit einem das Stadtwappen in seinen Klauen haltenden, speienden Löwen den

Namen des Bürgermeisters Herbert mit der Jahreszahl 1711. Dieser damals amtierende Bürgermeister soll ein tyrannischer und deshalb recht unbeliebter Herr gewesen sein. Von ihm geht die Sage, daß er, als seine Leiche zum Friedhofe getragen wurde, leibhaftig zum Fenster hinausgesehen haben soll. Aber damit nicht genug; er spukte noch weiter, weshalb er mit umständlichen Zeremonien in die „Beche“ verbannt wurde. Es ist das der nicht weit von Löwenberg befindliche Waldkomplex, in welchem in alter Zeit Gold gegraben wurde.

Löwenberg. Eine sehr interessante Entdeckung ist hier bei den Arbeiten der Kanalisation gemacht worden. Als man vor dem Hotel „Deutscher Kaiser“ unterirdische, sehr starke Mauerreste einer Bastion der alten Stadtbefestigung sprengen mußte, stieß man auf einen weiten, gewölbten Gang, der von dem ehemaligen Minoritenkloster, dem jetzigen Gymnasium, in der Richtung nach dem Hospitalberge zu führt. Wegen des dort angesammelten Unrates von Jahrhunderten hat man den Gang, in welchem übrigens eine Anzahl Geschüßkugeln gefunden worden sind, noch nicht ganz begehen können; aber es ist doch als wahr festgestellt, was die Chronik sagt, daß der Gang vorhanden ist, den Nonnen für ihre Flucht vor den Schweden im 30 jährigen Kriege benutzt haben sollen, um sich in dem „Jungfernstübchen“, einer Felsbildung am Hospitalberge, zu verbergen.

Nimptsch. Beim Schachten in seinem Garten fand der Restaurateur Haag hier kürzlich Spuren einer vorzeitlichen menschlichen Niederlassung. Es ist eine trichterförmige Herdgrube, einen Meter tief und an der oberen Kante etwa einen Meter breit, mit zylindrischem, ungefähr 50 Zentimeter tiefem und 35 Zentimeter weitem Unterteil, angefüllt mit Holzbrandresten und einem angekohlten Tierknochen. Die Niederlassung stammt etwa aus dem 15. Jahrhundert vor Christi Geburt und ist unzweifelhaft germanischen Ursprungs. Es wurden in der Umgebung jener Herdgrube noch weitere Tierknochen und Urnenscherben, ungefähr bis in die Zeit 2000 v. Chr. reichend, gefunden. Im Auftrage des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer ist die Fundstelle photographisch aufgenommen worden.

Scimatshutz

In Frankenstein in Schlesien ist auf Grund des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften und



phot. G. Krause in Schwerta O.-L.

Das Hochgericht bei Goldentraum, Kr. Lauban

landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 15. Juli 1907 mit Zustimmung der Stadtverordneten-Versammlung ein Ortsstatut erlassen worden. Hiernach kann die baupolizeiliche Genehmigung verweigert werden bei Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen am Ringe, wenn dadurch die Eigenart des Ortes beeinträchtigt wird. Die Bestimmungen finden auch Anwendung auf die Flächenbehandlung (Altpflanz oder Farbe).

Ferner werden durch das Ortsstatut geschützt:

1. Die alte Burgruine der ehemaligen Herzöge.
2. Stadtmauer und Stadtmauertürme bei der katholischen Pfarrei, zwischen dem Joseph Scholz'schen Waisenhausstift und der Silberberger Straße.
3. Stadtmauer und Stadtmauertürme zwischen der Braubaus- und der Münsterberger Straße.
4. Die katholische Kirche.
5. Das Haus Freiheit Nr. 1.
6. Die katholische Schule.
7. Die evangelische Schule nebst Kreuzgang und Remter.
8. Das Haus Ring, Mittelgäßchen Nr. 57.
9. Das Haus Ring Nr. 30.
10. Das Haus Klosterstraße Nr. 25.
11. Das Haus Niederstraße Nr. 45.

Auch das Anbringen von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen bedarf der Genehmigung der Baupolizei.

B. Seidel

Naturdenkmäler

Ganz in der Nähe von Glogau und zwar bei Gurtau, am Kreuzungspunkte der Straße nach Quilitz, steht ein interessantes Naturdenkmal, eine alte Linde, vom Volk die „Torstenjoulinde“ genannt. Dieselbe ist hohl und besitzt einen Umfang von 6 1/2 Metern. Erst bei näherer Betrachtung erkennt man drei Stämme, deren Ursprung sich aus dem Umfange herleitet, daß sie vor langen Jahren als Luftwurzeln von dem ursprünglichen Stamme von oben nach unten in den Boden eingedrungen sind, und sich so zu Stämmen ausgebildet haben. Der Name des Baumes erklärt sich durch die irrthümliche Annahme des Volkes, daß im Jahre 1642 der schwedische General Torstenjoun in seinem Schatten gelagert und dort Kriegsrat über das Schicksal der belagerten Stadt Glogau abgehalten haben sollte.

Vereine

Die konstituierende Generalversammlung eines **Kinderschutzvereins Schlesien** fand kürzlich im Fürstensaale des Breslauer Rathhauses statt. Sie wurde von Gräfin Anna von Hochberg aus Dambrau O.-S. geleitet. Der Verein hat den Zweck, den Gefahren für körperliches Gedeihen oder sittliche Entwicklung entgegenzuwirken, welchen Kinder durch Handlungen oder durch Unterlassungen anderer, insbesondere durch Ausnutzung und Mißhandlung, ausgesetzt sind.

Die Ehrenvorsitzende des Vereins ist Prinzessin Biron von Curland in Groß-Wartenberg. Vorsitzende ist Gräfin Anna von Hochberg auf Dambrau, 1. stellvertretende Vorsitzende Gräfin Praszma in Falkenberg O.-S., zweite stellvertretende Vorsitzende Frau Hauptmann Himpe in Breslau. Dem Vorstände gehören ferner an: Freiin Helene von Thielmann in Jacobsdorf O.-S. als Geschäftsführerin, Frau Dr. Kroner als stellvertretende

Der Bau einer Aussichtsgalerie auf dem Turm der Bergkirche, sowie die Erbauung der Bismarcksäule wurden durch finanzielle Beihilfen (etwa 2500 Mark) gefördert. Von anderen wesentlichen Arbeiten sind zu nennen: die Herausgabe eines trefflichen, illustrierten Führers und künstlerischer Ansichtskarten, die Unterstützung von Ausgrabungsarbeiten in dem an Altertümern besonders reichen Vereinsgebiete, insbesondere auch die Beihilfen zu Schülerausflügen (600 Mark), durch die mehreren hundert armen Schulkindern Gelegenheit geboten wurde, auf das schöne schlesische Heimatland herniederzuschauen. Endlich seien auch die Errichtung einer Wetterfäule in Zobten und die Subvention einer Omnibuslinie nach Sülzterwitz als Errungenschaften neuerer Zeit zu erwähnen.

Die Bestrebungen bezüglich der Verbesserung der Verkehrsverbindungen zwischen Breslau und Zobten hat sich der Verein von Anfang an besonders angelegen sein lassen.



phot. E. Rad in Glogau

Naturdenkmäler:

II. die Torstenfontlinde bei Glogau

Text auf S. 261

Geschäftsführerin, und Kommerzienrat Dr. Heimann als Schatzmeister.

Der **Zobten-Gebirgs-Verein** Breslau konnte in diesen Tagen auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Der Umstand, daß er kurze Zeit nach seiner Begründung einen Bestand von 700 Mitgliedern erreichen konnte, hat den Beweis seiner Existenzberechtigung erbracht. Die Erfolge, die er in dieser Zeit in treuer Zusammenarbeit mit dem Bruderverein in Zobten erreicht hat, erfreuen sich des Beifalls der Breslauer Ausflügler in stetig wachsendem Maße.

Für die Zwecke der Vereinsaufgaben standen ihm im Laufe dieser zehn Jahre rund 20 000 Mark zur Verfügung. Davon fand der dritte Teil zum Wegebau Verwendung, dessen Ausführung dem regen Zobtener Vereinsvorstande obliegt. Für den Ausbau der neuen Zobtenbaude und dessen Vorarbeiten hat der Verein beträchtliche Opfer gebracht; die schöne Ausstattung des Vereinszimmers (Zobtenlaufe) ist einem aus den Ueberflüssen früherer Bergfeste entstandenen Reservefonds von 3000 Mark zu verdanken.

Eine neue große Aufgabe erblickt der Verein in der Anlage einer großen Winterportbahn vom Berggipfel nach der Stadt Zobten. Eine solche Aufgabe erfordert nicht nur die Mitarbeit des Zobtener Brudervereins, sondern auch die Mithilfe weitester Kreise der Bevölkerung Breslaus, da die Kosten auf mindestens 10- bis 12 000 Mark zu veranschlagen sind.

Musik

Der Liegnitzer Musikverein erwarb sich kürzlich durch die Aufführung von Hector Berlioz's „Faust's Verdammung“, die glanzvoll abgerundet verlief, allgemeinste Anerkennung und regsten Zuspruch. Das prächtige Solistentrio bildeten Kammerfänger Albert Fischer-Sondershausen (Mephisto), Dr. Paul Ruhn-München (Faust) und Selma vom Scheidt-Weimar (Margarete). Hervorragend in seinen Leistungen war der vom Philharmonischen Künstlerorchester aus Breslau gestellte Instrumentalkörper. Die Seele des Ganzen bildete der temperamentvolle Dirigent Konrad Schulz, dessen Chor ganz auf der Höhe stand. R. Sch.

Persönliches

Weit über die Grenzen Schlesiens hinaus sind die Werke des Liegnitzer Komponisten und königlichen Musikdirektors **Wilhelm Rudnik**, welcher am 30. Dezember 1910 seinen 60. Geburtstag feierte, bekannt. Vielseitig war sein Schaffen, und noch ist es nicht abgeschlossen. Besonderen Anhang fanden im Konzertsaal von seinen größeren Werken die Oratorien „Judas Ischariot“ und „Der verlorene Sohn“, denen sich aus jüngster Schaffenszeit noch ein ähnliches Werk „Jesus und die Samariterin“ hinzugesellte. Seine musikalisch-dramatische Begabung dokumentieren das ursprünglich als Oper behandelte Oratorium „Otto der Schütz“ und das Märchenpiel „Dornröschen“, welches unter seinen Arbeiten die größte Verbreitung gefunden hat. Das Charakteristische seiner Kompositionen sind die Schlichtheit und Ehrlichkeit der Arbeit, sowie die Gemüts-tiefe und Natürlichkeit des Ausdrucks, die jedes Raffinement meidet. Wilhelm Rudnik stammt aus Damerkow in Pommern, wo er am 30. Dezember 1850 geboren wurde. Er besuchte das Seminar in Bütow und ging später auf das königliche Institut für Kirchenmusik in Berlin, wo er seine musikalische Laufbahn begann, bis er endlich in Liegnitz, wo er noch heute wirkt, als Kantor und Organist schaffte wurde.

Rittergutsbesitzer **Julius Schottländer**, eine im geschäftlichen und kommunalen Leben Breslaus einflussreiche Persönlichkeit, ist am 1. v. Mts. im Alter von nahezu 76 Jahren gestorben. Er war am 22. März 1835 in Münsterberg geboren. In Breslau übte er als Eigentümer großen Grundbesitzes bedeutenden Einfluß auf die territoriale Entwicklung der Stadt aus. Er besaß u. a. die sehr umfangreiche Herrschaft Hartlieb, die auch einen großen Grundbesitz in Kleinburg einschloß, und bei der Entwicklung Breslaus nach Süden hin war er daher ein mitbestimmender Faktor. Zur Ausschließung dieses bedeutenden Terrains dienten der bekannte Südparkvertrag und die Eingemeindung von Kleinburg. Von seiner Vaterstadt Münsterberg, der er ansehnliche Zuwendungen für gemeinnützige Zwecke gemacht hatte, wurde er zum Ehrenbürger ernannt. Anlässlich seines 70. Geburtstages errichtete er im Februar 1905 eine Drei-Millionen-Stiftung, deren Zinsertrag humanitären Einrichtungen der Städte Münsterberg und Breslau, sowie des Landkreises Breslau zugedacht ist.

Der kürzlich in Stettin verstorbenen, frühere Kommandierende General des XIII. Armeekorps, General der Infanterie z. D. **Konrad von Hugo**, war Schlesier. Am 20. Januar 1844 in Wobblau geboren, besuchte er die Bürgerschule in Winzig, das Gymnasium in Lissa und die Kadettenhäuser Wahlstatt und Berlin. Am 2. Mai 1862 als Leutnant dem Königs-Grenadierregiment Nr. 7 in Liegnitz überwiesen, war er während des Feldzuges von 1866 der Stabswache des großen

Hauptquartiers zugeteilt, nahm an der Schlacht bei Königgrätz teil und wurde 1869 Oberleutnant. Im deutsch-französischen Kriege zeichnete er sich im Treffen bei Weißenburg bei der Erstürmung des Schafbuschhöfsts aus und wurde in der Schlacht bei Wörth bei der Erstürmung des Dorfes Fröschweiler verwundet. Am 15. September konnte er als Geblitt zum Regiment zurückkehren und nahm nun an den Gefechten bei Petit Bicêtre und Bellevue vor Paris und an der Schlacht am Mont Valerien teil. Er erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse, die schaumburgische Militärerdienstmedaille mit Schwertern und den russischen Annenorden 3. Klasse mit Schwertern. Nach dem Feldzuge zur Kriegsschule in Reisse kommandiert, wurde er am 11. Januar 1873 zum Hauptmann und Kompagniechef im Königs-Grenadier-Regiment in Löwenberg ernannt und am 14. November 1881 mit einem Patent vom 11. Januar 1872 in das Grenadier-Regiment Nr. 11 in Breslau versetzt, in dem er im Jahre 1884 Major und 1886 Kommandeur des 2. Bataillons wurde. 1889 in das 4. Garde-Regiment z. F. in Spandau versetzt, wurde er 1890 Oberstleutnant beim Stabe des Franz-Regiments in Berlin, 1892 Führer und 1893 Kommandeur des Grenadier-Regiments 2 in Stettin, am 16. Juni 1896 Generalmajor und Kommandeur der 56. Infanterie-Brigade in Raftatt und am 15. Juni 1899 Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division in Magdeburg. Am 26. März 1902 nach Württemberg kommandiert behufs Uebernahme der Führung des XIII. Armeekorps, wurde er am 18. Oktober 1902 zum Kommandierenden General und am 14. November 1903 zum General der Infanterie ernannt. Im Frühjahr 1907 wurde er auf sein Abschiedsgesuch zur Disposition und gleichzeitig à la suite des Grenadier-Regiments 2 gestellt.

Am 15. Januar verschied auf Schloß Oberweißitz der königliche Kammerherr, Reichsgraf **Hierich von Büdler** auf Butfersdorf, der zweite Sohn des früheren General-landschaftsdirektors Grafen Büdler-Burghaus. Der Verstorbenen hat seine musikalische Begabung und seine schöne Baritonstimme vielfach in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt.

Der Kommandant des Kreuzergeschwaders in Ostafien, Kontreadmiral **Gühter**, ist am 21. Januar in Hongkong am Typhus gestorben. Als Sohn eines Rechtsanwalts am 6. Februar 1859 in Bunzlau geboren, trat Erich Gühter im Jahre 1876 in die Marine ein, wurde 1879 Leutnant und 1883 Oberleutnant z. See, 1890 Kapitänleutnant, 1897 Korvettenkapitän, 1902 Fregattenkapitän, 1903 Kapitän z. See und 1908 Kontreadmiral. Im Jahre 1888 nahm er als Flaggleutnant der Kreuzerfregatte „Leipzig“ an der Blockade von Sanzibar teil. Nach der Heimkehr war er Adjutant beim Kommando der Nordsee-Station und wurde, nachdem er kurze Zeit das vor Konstantinopel liegende Stationschiff „Vorley“



phot. E. Rad in Slogau

Naturdenkmäler:

II. die Torstenfontlinde bei Slogau

geführt hatte, Admiralstabsoffizier beim Kommando des I. Geschwaders. Nach einer längeren Dienstleistung im Reichsmarineamt wurde Gühler im Herbst 1899 als Marineattaché nach Tokio berufen. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er im Herbst 1903 das Kommando des Großen Kreuzers „Prinz Heinrich“, das er ein Jahr später mit dem des Linienschiffes „Karl der Große“ vertauschte. Von hier aus wurde er als Lehrer an die Marineakademie berufen und dann Chef des Stabes beim Kommando der Marinestation der Nordsee. Nachdem er vom Oktober 1908 bis zum Frühjahr 1910 als 2. Admiral zum II. Geschwader kommandiert gewesen war, übernahm er die Führung des Kreuzergeschwaders in Ostasien.

In der Nacht vom 23. zum 24. Januar starb in Breslau der Regierungs- und Schulrat a. D., Geh. Regierungsrat

Eduard Sperber im 77. Lebensjahre. Er war 20 Jahre Mitglied der Breslauer Regierung. Am 5. März 1834 in Merseburg geboren, empfing er seine Vorbildung für den Lehrerberuf auf dem Seminar zu Weisenfels. In den ersten Jahren seiner Amtstätigkeit als Volksschullehrer brachte er es durch angestrengten Fleiß so weit, daß er die Abiturientenprüfung am Gymnasium mit „gut“ bestand. Nunmehr studierte er in Halle Theologie. Nach bestandenen Prüfungen ging er zur Schule zurück, wurde Rektor in Artern, Kreis Sangershausen, kam 1861 als erster Seminarlehrer nach Eisleben, 1870 als Seminardirektor nach Dramburg, 1877 in gleicher Eigenschaft nach Eisleben und wurde 1884 als Regierungs- und Schulrat nach Breslau versetzt. Hier nahm er unter den Schulmännern Schlesiens eine der ersten Stellen ein. Sein Lieblingsfach im Lehrerberuf war der Religionsunterricht, und darin ist er schriftstellerisch mit großem Erfolge tätig gewesen. Seine biblischen Geschichtsverklärungen und Kirchenliedererklärungen gehören zu den besten Religionsbüchern. Weiter hat er u. a. verfaßt: Die Geschichte des Reiches Gottes im Anschluß an das Bibellesen, die biblischen Historienbücher, pädagogische Leseftüde aus den wichtigsten Schriften der pädagogischen Klassiker, Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung. Im Juli 1904 trat Scheinrat Sperber in den Ruhestand.

Dem Kapellmeister **Siegfried Elsner** in Breslau wurde anlässlich des vom Scharf'schen Verlage in Berlin veranstalteten Walzerpreisausschreibens der 1. Preis für seine Komposition zugesprochen.

Kleine Chronik

Januar

8. In Liebenthal wird die 10. Provinzial-Geflügelausstellung eröffnet, veranstaltet vom Verein für Geflügelzucht aus Anlaß des gleichzeitig tagenden Taubenmarktes.

9. In Sprottau wird das 25 jährige Jubiläum der dortigen Diakonissenstation feierlich begangen.

14. Der Grünberger Verein für Geflügel-, Vogel- und Kaninchenzucht eröffnet seine 3. große allgemeine Geflügelausstellung.

16. In einem Felderteile des Gerhardsflözes der Gräfin-Laura-Grube bei Rattowitz treten matte Wetter aus. Bei den Abdämmungsarbeiten werden drei Dämme teilweise herausgeschleudert, wodurch zwei Mann verlegt werden.

17. Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein unternimmt von Warmbrunn aus eine Höfnerschlittenfahrt nach der Prinz Heinrichbaude.

18. In Laurahütte wird eine Deutsche Volksbank Siemianowiz-Laurahütte gegründet.

19. Der Delsebach und der Queis ufern infolge rasch eingetretenen Tauwetters aus; der erstere überflutet ein weites Gelände zwischen Greiffenberg und Krummölz.

19. Das an der Ecke der Wall- und der Gartenstraße in Trebnitz belegene „Bürgerheim“ (die Hillersche Stiftung) wird feierlich eingeweiht.

20. Die Maschinenbauabteilung der Technischen Hochschule in Breslau beginnt ihren ersten, auf zwei Tage berechneten Studienausflug nach der Friedenshütte bei Morgenroth und der Juliehütte in Bobrek.

21. Die Dampfmühle von Mittler in Krappitz wird samt den in ihr lagern großen Vorräten ein Raub der Flammen.

Die Toten

Januar

6. Herr Geistlicher Rat, Erzpriester em. Petrus Kolanus, 82 J., Ratibor-Boganzowiz.
8. Herr Oberlandesgerichtsrat, Geh. Justizrat Eberhard Junge, Breslau.
9. Herr Gefängnisoberinspektor Gottlieb Krensel, 56 J., Zabrze.
10. Herr Rgl. Major z. D. und Bezirksamtsrat Friedrich Krauske, 53 J., Ratibor.
11. Herr Oberrealschullehrer a. D. Theodor Scharff, 63 J., Freiburg i. Schl.
12. Herr Rentier Ludwig Zietursch, 75 J., Breslau. Herr Fabrikbesitzer Max Schmidt, 45 J., Grenzdorf bei Reinerz.
14. Freiin Auguste von Lüttwiz, 78 J., Gallowitz.
17. Herr Irrenanstaltsbesitzer, Direktor Colmar Kierich, Schmiedeberg.
18. Herr Kaufmann und Stadtrat Albert Ekersdorff, 68 J., Brieg. Herr früh. Fabrikbesitzer Robert Lehmann, 41 J., Breslau.
20. Herr Amtsvorsteher Hermann Treste, 65 J., Rattwiz. Herr Rechnungsrat, Hauptmann a. D. Theodor Melzig, 68 J., Breslau. Frau Rittergutsbesitzer Anna Schottkländer, Breslau.
22. Herr Dr. med. Ernst Blumenthal, 27 J., Breslau.
24. Herr Geh. Regierungs- und Schulrat a. D. Eduard Sperber, 76 J., Breslau. Herr Regierungsrat a. D. Dr. jur. Horaz Schulz, 72 J., Breslau. Herr früh. Apothekenbesitzer, Stadtrat a. D. Georg Höfer, 68 J., Oppeln.



Kapellmeister Siegfried Elsner



Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

Beatus ille qui procul negotiis
Paterna rura bobus exercet suis!

Horaz

I.

Der Zug nach Westen

Johann Handrischek hatte einen bestimmten Entschluß gefaßt: er wollte in den nächsten Tagen sein Heimatsdorf, aus dessen Grenzen er in seinem ganzen Leben noch nicht oft herausgekommen war, verlassen, vielleicht für immer.

Sein Vater, der jetzt freilich schon seit Jahren unter der Erde schlummerte, hatte ihm, als er noch ein Bube war, viel erzählt von seinen Reisen, die er als Fuhrmann aus dem Namslauer Kreise oft nach Breslau und manchmal auch nach Brieg unternommen hatte. Damals hatte Johann auch Fuhrmann werden wollen, da aber der Vater starb und kein Vermögen hinterließ, mußte der Sohn seine Pläne ändern. So wurde er Kleinknecht beim geizigen Panje Krzok und ein paar Jahre später dessen Großknecht.

Aber jetzt hielt ihn nichts mehr in seinem Dörfchen zurück; denn es war ihm in der letzten Zeit geradezu verleidet worden.

Seine Mutter war vor einem Jahre gestorben, und vor ein paar Wochen traf ihn ein neues Unglück: seine Liebste wurde ihm untreu. Sie hatte einen Inwohner geheiratet, der eine ärmliche Strohhütte und ein paar Morgen Land sein eigen nannte.

„Wer den Schaden hat, der braucht für Spott nicht sorgen“, sagt das Sprichwort in richtiger Menschenkenntnis. Handrischek hatte in diesen Wochen ein Uebermaß an Neckereien zu ertragen. Es machte den Knechten und Mägden einen besonderen Spaß, den Weißkopf Johann zu stechen, wo und wann sie nur immer konnten. Es reizte sie unendlich, ihren Wiß gerade an ihm auszulassen, an ihm, der so grimmig dreinschaute, der eine so gallenbittere Miene und dabei doch ein so gutmütiges Herz hatte.

Handrischek hatte sich in den letzten Tagen seine Lage oft überlegt; behaglich fühlte er sich in der alten Heimat nicht mehr, warum sollte er sich da nicht eine neue suchen? Und was für schöne Bilder gaukelten ihm die Gedanken vor, wenn er daran dachte,

die Gegenden kennen zu lernen, durch die sein Vater so oft gefahren war, wenn die große Hauptstadt Breslau vor seine Seele trat, in der es so viel Wunderbares zu sehen geben sollte! Und noch weiter wollte er seinen Fuß setzen, in die Odertiefenebene jenseits der großen Stadt, wo der Weizen viel schöner gedeihen sollte als bei ihm daheim der schönste Hafer, wo das Land überhaupt sein sollte wie ein schöner, großer Garten Gottes!

Schon in den ersten Julitagen wurde der Plan ausgeführt.

Handrischek hatte von Panje Krzok seinen Vierteljahrslohn ausgezahlt erhalten. Schulden hatte er nicht zu bezahlen außer einem roten Tüchlein für seine ungetreue Liebste; darum war er reich. Nun konnte er es schon eine Zeit lang ausbalten, ohne fürs Brot arbeiten zu müssen.

Sein Känzel war geschwind gepackt, und in der Geisterstunde verließ er Hof und Dorf. Hinterm Zaune hielt er noch einmal an, langte ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb in unbeholfenen Zügen an ein Brett: „Lebt wohl, ihr lieben Brüder! Ihr seht mich nie mehr wieder! Der Handrischek.“

Mochten sie sich am andern Morgen wundern, wo er war, mochten sie sich seinen Abschiedsgruß deuten, wie sie wollten, ihn kümmerte es nicht mehr.

Nur daß er seinem Herrn ausgerissen war, und dazu noch in der Erntezeit, das quälte ihn ein wenig. Doch tröstete er sich damit, daß die Heiligen ihm verzeihen würden und dem Panje die Ernte vielleicht nur umso mehr segneten.

Hei, wie lustig es sich jetzt dahinschritt, immer entlang an den reifen Kornfeldern! Und die ganze schöne Flur war nur dazu da, daß sich das Gemüt daran erfreute! Zwar fürchtete sich Handrischek vor der Arbeit nicht, aber in diesen Stunden empfand er es doch als ein ungekanntes, wohliges Gefühl, einmal als leichter, sorgenloser Wanderer, als freier Herr die Landstraße dahinzuschreiten.

Nein, er bereute an dem sonnigen Vormittage nicht, daß er von daheim fortgegangen war!

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er den kleinen Marktflecken Reichthal im Rücken hatte und nun munter auf die nächste Stadt, auf Namslau, zusteuerte. Hier wollte er die Eisenbahn besteigen und nach der großen Hauptstadt fahren, dann gedachte er zu Fuß weiter zu wandern.

Er lebte in froher Erwartung auf seine erste Fahrt mit dem geheimnisvollen Dampfroß. Sehr teuer sollte ja die Fahrt gar nicht zu stehen kommen, wie Panje Krzok einmal auf dem Felde erzählt hatte, und der sah doch auch nicht sehr oft etwas als billig an!

Handrišček trat an einen Mann in bunter Mütze heran und fragte, wo die Eisenbahn stünde, er wolle einsteigen. Der Beamte erkannte seine Unbeholfenheit und erklärte ihm, daß er am Schalter erst ein Billet kaufen müsse, dann koste die Fahrt nichts mehr.

Handrišček war es jedesmal peinlich, wenn er für dumm und unerfahren angesehen wurde; darum ging er festen Schrittes auf den offenstehenden Schalter zu und verlangte ein Billet nach Breslau.

„Welche Klasse?“ fragte der Beamte kurz zurück.

Auf diese Frage war der Knecht allerdings nicht vorbereitet. Doch faßte er sich schnell und erwiderte: „Wo es sich ist am billigsten.“

Der Beamte, der keine Lust am vielen Reden hatte, schien ihn verstanden zu haben, denn er reichte ihm eine Karte vierter Klasse hin. Eine Mark zwanzig Pfennige verlangte er dafür.

Verschwendung war nie Handrišček's schwache Seite gewesen, und so glaubte er auch hier eine Gelegenheit zum Abhandeln zu haben. Er fragte daher, ob er nicht für eine Mark das Billet erhalten könne.

Zum ersten Male sah ihn der Beamte an; als er das Gesicht des Feilschenden erblickte, das einen beständigen Zug von Schalkheit in sich trug, glaubte er sich von dem Fremden geuzt; er zahlte von dem Zweimarkstück achtzig Pfennige heraus und zog, ohne ein Wort zu sagen, die Glasscheibe zu.

Ein paar Augenblicke harrete Handrišček noch verduzt vor dem Schalter. Als sich aber nichts regte, ging er mit einem leisen Gefühl des Unbehagens hinaus auf den Bahnsteig.

Er brauchte nicht lange zu warten, da kam der Zug angerast. Wie man an den von Gesichtern erfüllten Fensteröffnungen sehen konnte, war er schon stark besetzt. Alles eilte daher zu den offenstehenden Türen, um noch einen erträglichen Platz zu erwischen.

Auch Handrišček war sofort in ein offenstehendes Abteil hineingesprungen. Er hatte sich von Leuten, die es wußten, immer sagen

lassen, daß man auf der Eisenbahn pünktlich sein und schnell einsteigen müsse, sonst fahre sie einem schließlich vor der Nase weg.

Ja, das war bei Gott wahr; denn kaum hatte er sich niedergelassen, da schlug auch schon von draußen jemand die Tür zu, und der Zug keuchte von dannen.

Ei, wie war das schön, in der Eisenbahn zu fahren! Sein Herr hatte ihm von hölzernen Bänken erzählt, auf denen man sitzen könne, wenn man sich hübsch dazuhalte und unter Umständen seine Ellenbogen zu gebrauchen wisse. Da hatte er doch rechtens Glück dagegen gehabt! Auf einer gepolsterten Bank konnte er sich bequem ausruhen nach dem weiten Morgenmarsch. Hier saß es sich ja noch viel schöner als in Panje Krzok's Wagen, der zwar auch hübsch gepolstert, aber doch nicht so kostbar mit rotem Plüsch ausgestattet war wie sein Abteil.

Ja, er war zufrieden mit der Bahn, und man konnte es nach seiner jetzigen Meinung dem Schalterbeamten eigentlich gar nicht verdenken, daß er von dem Fahrpreis von einer Mark und zwanzig Pfennigen nichts heruntergelassen hatte.

Hei, und wie schnell das ging! Kaum hatte er Zeit gehabt, sich Korn und Hafer, Kartoffeln und Seradella auf den Fleckern anzusehen. Da hatte sein Vater freilich mehr Zeit gebraucht, ehe er mit seinen beiden alten Schimmeln die große Stadt erreicht hatte!

Schon ging der Zug wieder langsamer, schon standen große Häuser mit langen Fensterreihen an beiden Seiten der Bahnlinie, da — wahrhaftig! — fuhr man quer über den angeschwollenen Oderstrom. Es grauste Handrišček vor der gefährlichen Situation des Augenblicks. Er drückte die Augen unter den weißen, borstigen Brauen zu und wagte erst wieder hinauszusehen, als der Zug den Strom längst hinter sich hatte.

Noch standen die Wagen nicht still, da wurde sein Abteil schnell geöffnet; es war der Kartentrolleur, der erschien; wegen der Ueberfülle der Reisenden war er erst jetzt zum letzten Wagen gelangt, um die Billets zu durchlochen.

„Bitte, mein Herr, die Karte.“

Mit einiger Verwunderung bemerkte er aber bei näherer Betrachtung, was für ein augenscheinlich nicht gerade begüterter Mensch sich den Luxus der ersten Klasse erlaubt hatte. Noch interessierter zeigte er sich, als er das Billet der vierten Klasse eingehändig erhielt.

Es kostete einige Mühe, Handrišček seinen Irrtum klar zu machen. Der Beamte glaubte, der junge Mensch schütze seine Unwissenheit nur vor, um der Strafe zu entgehen. Wieder

war es der schalkhafte Zug, wozu die bittere Gesichtsmiene noch kam, was den Kontrolleur in der Annahme bestärkte, es mit einem ausgefeimten, betrügerischen Burschen zu tun zu haben. Deshalb führte er Handrišek zum Bahnhofsvorstand, wo der Betrüger des Staates die übliche Strafe nachzuzahlen hatte!

„Psia krew!“ brachte der Bestrafte nur hervor, als er wieder draußen war. Zum erstenmal war heute seine Stimmung so tief gesunken, daß er sich in einem Kraftwort Erleichterung verschaffen mußte. So viel wie daheim sein Monatslohn betrug, hatte er hier beinahe nachzahlen müssen für eine Stunde auf der Plüschbank. Wenn die daheim das wüßten, sie würden ihn schön damit aufziehen. Und das schöne Geld! Er konnte sich nicht helfen, er mußte, wie das seine Art war, seinen Aerger kräftig ausspeien. In dem Augenblick, als er diese Selbsterlösung ausführte, fiel sein Blick auf eine weiße Porzellantafel an der Wand mit der drohenden Inschrift: Ausspucken verboten! Scheu blickte er sich um, ob ihn etwa schon wieder einer mit einer rotgeränderten Mütze auf dem Kopfe am Kragen faßte, um ihm für sein Verbrechen noch ein paar Taler abzuknöpfen. Allein es bekümmerte sich niemand um ihn, und ungehindert gelangte er durch den Ausgang in die Stadt.

Hier wollte er sofort das nächste Ziel seiner Wünsche verwirklichen, auf der elektrischen Straßenbahn zu fahren. Diese hielt gerade vor dem Bahnhofe; geschwind war er oben. Bescheiden blieb er auf dem Perron stehen; die roten Plüschbänke drinnen hatten plötzlich allen Reiz für ihn verloren; auf ihnen zu sitzen, kostete vielleicht noch mehr als auf der Eisenbahn.

Und nun begann die Fahrt; um die ganze Stadt ging die Ringbahn herum, und nur einen Groschen kostete es die lange, lange Strecke. Das war ja noch schöner, als wenn er sich daheim mit Paulinka auf dem Karussell vergnügte. Dreimal langte er nach dem Groschen, um die Rundfahrt immer wieder von neuem anzutreten. Endlich stieg er ab, oder er sprang vielmehr herunter. Es hatte ihm von einigen Herren imponiert, mitten im Fahren herunterzuspringen. Hier konnte er den feinen Stadtherren endlich einmal etwas vormachen; er fühlte sich sicher in dem Bewußtsein, daheim so manchmal flink wie eine Rakete von dem dahinsausenden Wagen heruntergesprungen zu sein und sich nie auch nur den Fuß verstaucht zu haben.

Er wartete, bis der Wagen wieder in voller Fahrt war, dann faßte er auf einmal sein Ränzlel, grüßte den Kondukteur noch einmal,

als hätte er sagen wollen: „Nun paß mal auf!“ und schwang sich hinab.

Schwubb, da lag er auch schon lang ausgestreckt auf dem Straßenpflaster. Er hörte nur noch das Gelächter einiger Fahrgäste und die Worte des Wagenführers: „Was springt der Schafskopf nach hinten zu herunter!“ Die Elektrische war schon wieder in der Ferne, als sich Handrišek von dem Pflaster erhoben hatte, um zornig dem Kondukteur zu entgegenen, daß er wohl herabzuspringen verstehe. Er mußte den Aerger aber wieder in sich fressen. Psia krew! War er denn hier behext, daß er die einfachsten Dinge nicht fertig brachte?

Er schlenderte nun durch die Straßen zu Fuß weiter, um sich manches genauer anzugucken. Hei, war das aber eine Riesenstadt! Da war ja Reichtal garnichts dagegen, und selbst Ramlau war noch lange nicht halb so groß. Und der Reichtum in den Läden! Da würde ja nicht einmal Panje Krzok mit seinem vielen Gelde instande sein, nur eine Straße mit ihrer Pracht auszukaufen!

Ueber dem langsamen Umherlaufen und dem Herumstehen war es mittlerweile Abend geworden. Eine dumpfe, stickige Luft lagerte sich in den Straßen zwischen den hohen Häusern. Handrišek war müde geworden, am liebsten hätte er sich an eine Straßenecke gelegt, um sich wieder stark zu schlafen. Doch das ging hier natürlich nicht. Darum suchte er nach einer Nachtherberge. Er wußte zwar, was das Wort Hotel, das er an so vielen Häusern angeschrieben fand, zu bedeuten hatte; er wußte auch von Reichtal aus, daß in dem einzigen Hotel an diesem Orte nur die vornehmen Reisenden und die reichen Leute des Ortes verkehrten, während Leute seines Schlags nur die Gasthöfe aufsuchten. Darum irrte sein Auge lange suchend umher, bis er in einer dunklen Nebenstraße das Gesuchte fand.

„Nachtquartier.“ Das paßte ihm ja gerade. Er trat ein. Unsicher, schüchtern trug er sein Begehren einem jungen Mädchen vor, das ihm sofort erklärte, er könne das Gewünschte haben, und das ihm sofort sein Ränzlel abnahm, um es ihm in sein Zimmer zu tragen.

Handrišek setzte sich an einen der schmutzigen Holztische und bestellte sich, noch schüchterner geworden, bei dem Mädchen ein einfaches Abendessen. Er fühlte sich hier unbehaglich. Er bemerkte deutlich, wie das Mädchen zu zwei ihm gegenübersitzenden Männern lächelte und dabei mit den Blicken auf ihn deutete. Wahrscheinlich machte sie sich über ihn lustig.

Nachdem er gegessen hatte, wollte er eigentlich aufstehen und sein Zimmer aufsuchen.

Doch einer der beiden Männer trat auf ihn zu und fragte ihn freundlich, ob er nicht noch ein Spielchen mit ihnen machen wollte. Es fehle ihnen gerade der dritte Mann, und für ihn sei es doch eigentlich noch zu früh am Tage, schlafen zu gehen.

Handrischek verspürte durchaus keine Lust, der Aufforderung des Mannes Folge zu leisten, aber in seiner Schüchternheit wagte er auch keinen Widerspruch. Und schließlich galt er ja daheim als ein gerissener Schafkopfspieler; vielleicht gelang es ihm, was ihn heute die Bahn gekostet hatte, im Spiel wieder herauszuschlagen.

Die ersten Spiele waren ihm auch günstig; er hatte schon ein kleines Häufchen blanke Böhms vor sich liegen, ja, da konnte er dem Beispiel der beiden andern folgen und sich noch ein Glas bayrisch Bier bestellen. Das mundete doch viel besser wie vorhin das dünne Braumbier!

Das Spiel ging weiter, und es wurde tüchtig getrunken. Erst trank Handrischek aus Freude über seinen Gewinn, dann aus Aerger über seinen noch ärgeren Verlust, zuletzt, ohne zu wissen, was er tat. Die Schnäpse, die ihm die Schenkamamsell reichlich ins Glas gegossen hatte, hatten ihre Wirkung vollauf getan.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er am andern Morgen in der kleinen Kammer erwachte. Er tastete nach seiner grünen Börse; sie war leer. Kein Pfennig klinkerte mehr darin.

„Psiakrew!“ entfuhr es ärgerlich seinen Lippen. Warum hatte er auch mit den unbekanntem Leuten gespielt? Warum so viel getrunken?

Er suchte sich über den Verbleib seines Geldes Klarheit zu verschaffen, aber vergebens. Er erinnerte sich nur noch, wie er nach einem kräftigen Schluck ausgerufen hatte, er wolle seine Gegner schon lehren, wie man ein schwieriges Spiel gewinnen müsse. Dabei stockten seine wirren Erinnerungen.

Doch er mußte jetzt hinab und das Nachtlager bezahlen; es konnte ja nicht viel sein, denn zum Glück hatte er gestern alles andere immer sofort beglichen. Wehmütig trennte er im Innern seiner bunten Sonntagsweste ein Täschchen auf, in dem er sich einen Notpfennig für alle Fälle aufbewahrt hatte.

Anten angekommen, präsentierte ihm der Wirt eine stattliche Rechnung über das Zimmer und über viele Gläser Bier vom vorigen Abend.

Erstaunt erwiderte Handrischek, daß er doch das Bier immer gleich bezahlt habe, das Fräulein müsse das doch wissen.

Der Wirt wies nur auf die vielen Kreidestriche an der schwarzen Tafel und meinte kurz: „Da steht's.“ Und als Handrischek noch etwas entgegenen wollte, da drohte er, daß er ihn wegen seines Lärmens in der Betrunktheit eigentlich noch bei der Polizei anzeigen müsse und das auch tun werde, wenn er nicht gleich zu seinem rechtmäßig verlangten Gelde käme.

Mit schwerem Herzen langte der gebeugte Handrischek in seine Tasche, um dem Wirt die beiden letzten Taler hinzureichen. Mit strenger Miene steckte der sie ein; nur eine Mark und ein paar Groschen gab er wieder zurück.

Dann ergriff der Knecht sein Ränzle und schritt auf die Straße hinaus. Er wollte fort aus der Stadt, nur ja recht schnell hinaus; wer weiß, was ihm hier sonst noch Uebles passieren konnte, wenn er länger weilte.

Wie er auf dem Straßenschilder lesen konnte, befand er sich nach einigen Schritten auf der großen Schweidnitzer Straße. Die führte gewiß in der Richtung nach Schweidnitz zu, wohin er ja ungefähr zu wandern beabsichtigte.

Richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Ohne erst wieder fragen zu müssen, war er auf der gewünschten Seite, im Südwesten der Stadt, herausgekommen. Bald sollte er ein Wahrzeichen für seine Annahme finden.

Es war ein klarer, heiterer Tag, in den Handrischek nun munter und erleichtert hineinwanderte. Sein Blick schweifte suchend in die Ferne, als müsse er da etwas entdecken. Richtig, da hatte er es, wonach er so forschend ausgespäht hatte: ein großer, tiefblauer Regen erhob sich am Horizont, hob sich klar und markant vom Azur des Himmels ab und verschwand mit seiner Spitze in ein paar kleinen, silberweißen Wölkchen, die sich wie eine Krause um seinen Gipfel säumten. Das mußte er sein, der sagenberühmte, der vielbesprochene, der weit in die Lande hineinblickende, majestätische Zobten!

Unwillkürlich blieb Handrischek stehen; er war wie gebannt von dem seltenen Anblick. Jetzt waren auch die Silberwolken von der Spitze des Berges verfliegen. In seiner ganzen ruhevollen Herrlichkeit stand er da, den Himmel scheinbar mit der Erde verbindend, greifbar nahe und doch so welkenfern.

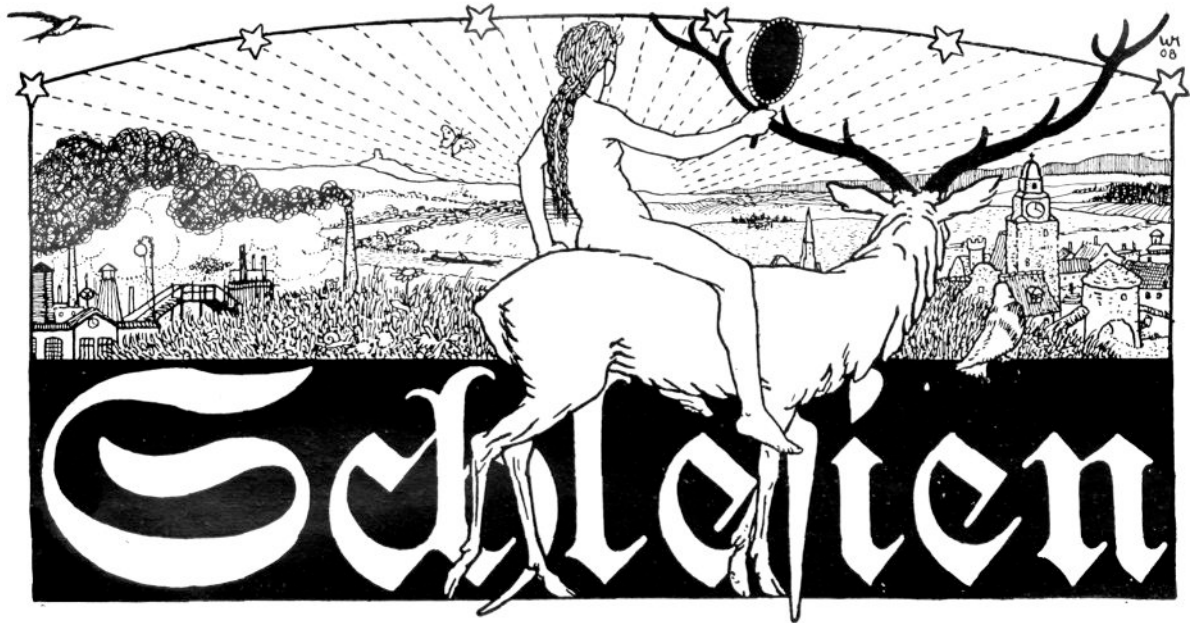
Da, horch! ein schrilles Klingeln ertönt; Handrischek blickt erschreckt um sich. Es rührt von der elektrischen Vorortbahn her, der sich der Wanderer in den Weg gestellt hat. Hurtig springt der Knecht beiseite. Als der leere Wagen bei ihm vorbeifährt, streckt er zornig die geballte Faust hinter ihm her.

(Fortsetzung folgt)



Verschneiter Wald im Hjergebirge

phot. A. Fuchs in Görlitz



Logau

Von Ottokar Stauf von der March in Wien

Der schrecklichste aller Kriege, dessen entsetzliche Furie durch dreißig Jahre die deutschen Lande bis zur Unkenntlichkeit verheerte, müßte im Herzen eines jeden wahrhaften Vaterlandsfreundes das Gefühl der tiefsten Verzweiflung wachrufen, sofern nicht auch diese bejammerenswerte Zeit Männer aufzuweisen hätte, die den Glauben an ihre Nation allerwege hochhielten und ebenso tapfer wie ausdauernd in Wort und Schrift gegen die allgemeine Verderbnis und Fremdsucht ankämpften. Zu diesen herrlichen Charaktermenschen, wie Moscherosch und Grimmelshausen, zu denen wir, als den treuen Eckarten unseres Volkes, stets mit Verehrung aufblicken müssen, gehört auch der Schlesier Friedrich von Logau.

Sein Lebenswerk umfaßt nicht Bände, fällt aber umso schwerer in die Waagschale. Der Dichter von Epigrammen, oder — wie das gutdeutsche Wort hierfür lautet — Sinngedichten ist gegenüber allen seinen Kunstbrüdern nicht wenig im Vorteil. Schon die prägnante Form ermöglicht dem Leser, den Inhalt des Epigramms, das in gefälliger Weise einen Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt, schneller aufzufassen und besser zu fixieren. Kommen noch witzige, satirische oder ironische Wendungen hinzu, dann hat der Epigrammdichter den Preis schier in der Tasche. Nicht mit Unrecht; denn das Sinngedicht in seiner Vollendung gehört ja zu den vorzüg-

lichsten Dichtungsarten, einestheils, weil es eine Grundforderung der Kunst: Prägnanz in Inhalt und Form erfüllt, andererseits, weil es infolge seiner leichten Merkbarkeit vollauf berufen erscheint, eine Rolle zu spielen, wie sie z. B. das Sprichwort spielt. Ein Blick auf die Geschichte überzeugt auch, daß das Sinngedicht bereits in alten Zeiten sich allgemeiner Gunst erfreute, und daß selbst Staatsmänner, wie Solon, und Philosophen, wie Platon, es keineswegs unter ihrer Würde hielten, ihre Ansichten über die große und kleine Welt in Epigrammen festzulegen. Besonderes Interesse und unter Umständen hohe Bedeutung erhalten Epigramme, deren Verfasser in den Zeiten großen Niederganges politischer oder sittlicher Art gelebt haben und soziales Gewissen besaßen; denn kaum irgendwo treten alsdann Einflüsse der Zeit und Wirkungen der Umwelt stärker und nachhaltiger zu Tage, als eben im Sinngedicht, das hierzu wie eigens geschaffen erscheint, und das diesem Umstande wohl überhaupt seine Entstehung verdankt. Sind ja doch die „Gnomen“, woraus sich das Epigramm, die „Ausschrift“, entwickelt hat, gesättigt von sozialen und politischen Gedanken (wie die Solon und Theognis), und auch die Epigramme des Simonides von Keos fußen zum großen Teil auf politischen Vorkommnissen.

Ganz besonderes Interesse rufen die Sinngedichte des schlesischen Edelmannes Friedrich von

Logau wach. In ihnen prägt sich der ganze unselbige Zeitabschnitt, in dem der Dichter lebte, mit einer Schärfe und Klarheit aus, wie man solche nur noch im Roman „Simplicissimus“ und in „Philanders Gesichten“ finden kann. Daß man just ihn nie nach Verdienst schätzte, weder zu Lebzeiten, noch auch nach dem Tode, ja, daß man ihn vergaß, beweist deutlich, wie gut er ins Schwarze traf, und wie wenig er seinen Zeitgenossen zu Dank schrieb. Daß sein Sohn Balthasar, selbst Dichter, zumal aber als Mäzen des Dramatikers Gryphius bekannt, für das literarische Andenken seines Vaters nichts getan hat, fällt weiter nicht in die Waagschale. Einerseits mag er es mit seiner Würde — er war herzoglich nassauischer Hofrat — nicht vereinbar gefunden haben, für den biderben Freisinn des großdenkenden Vaters einzutreten, andererseits dürfte ihn der verzärtelte Geschmack des anbrechenden Rokoko von der Barock-Derbheit und Ungezogenheit, die in den Sinngedichten zum Ausdruck kommt, abgeschreckt haben. Hundert Jahre hindurch war Logaus Name so gut wie verschollen, bis ihn Lessing im Vereine mit Ramler entdeckt hat. Schon im 36. und 43. seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, zollt er Logau die höchsten Lobsprüche. So nennt er ihn „einen von unseren besten, alten Dichtern“, ja „einen klassischen Schriftsteller“, schließlich gar den „deutschen Catull und Martial, wenn er nicht oft noch etwas Besseres ist, der nicht nur witzig, sondern auch zärtlich, fein, naiv und galant war“ und dessen „guter und großer Sinn besonders eine Menge von seinen Sinngedichten zu so viel güldenen Sprüchen macht, die von allen Menschen ins Gedächtnis gefaßt zu werden verdienen.“ Und Scherr sagt von Logau, er müsse „ohne Frage den besten Deutschen des 17. Jahrhunderts beigezählt werden.“

Friedrich Freiherr von Logau wurde geboren im Januar 1604 auf dem Gute Brodat bei Nimptsch in Schlesien, einem Städtchen, in dem vielleicht schon dazumal die Ahnen eines andern deutschen Dichters, des Lyrikers Lenau, sich niedergelassen hatten. Zuerst in der Obhut seines Großvaters — der Vater war ein Jahr nach der Geburt des Sohnes gestorben, und die Mutter verheiratete sich kurz darauf zum zweitenmal — wurde er noch während der Gymnasialstudien, die, nebenbei bemerkt, nicht weniger als elf Jahre dauerten, im Jahre 1616 von Herzog Johann Christian zu Brieg als Hofjunker, d. i. Page der Herzogin Dorothea Sybille aufgenommen, der er, wenn sie „einen Ehrengang hatte zu Hochzeiten oder dergleichen“ die Schleppe,

oder im damaligen Sprachgebrauch zu reden, „den Schweif“ zu tragen hatte. Es scheint, daß die Freundlichkeit der „gnädigen Frau“ seine poetischen Empfindungen weckte, zumal durch ein „Rüßlein auf die Stirn, das sie ihm zur Belobigung für eine gelungene, gar charmante Gratulation in französischer Sprache zum Dorotheentage des Jahres 1617 applizierte; denn“ — so erzählt der biedere Chronist Valentin Gierth, Rotgerbermeister zu Brieg, — „von Stund an war das Knäblein ganz verändert, gieng vor sich allein und gebärdete sich, als sei es bei reifen Jahren.“ Und das dreizehnjährige Junkerlein spintifizierte und schrieb ein gar glühend Liebesbrieflein in Versen an die „hochgnädige Frau“, worinnen alle Guldgöttinnen gegen sie nur schlottrige Küchenmägde waren. Zum Lohne hierfür erhielt der kleine Frederico „einen großen Pfefferkuchen, auf dem das deutsche und lateinische A-B-C sehr säuberlich abgedruckt war“, dito „eine große Pfefferjungfer“ und eine vergoldete Rute mit dem rosafarbenen Bändlein des Liebesbriefchens und kleinen Schellen. Die Rute ward ihm wie ein Schwert umgehängt, und der Arme mußte das süße A-B-C-Büchlein samt der bezuckerten Jungfer in Gegenwart des herzoglichen Baares aufessen, was jedoch dem ferneren guten Einvernehmen zwischen diesem und ihm nichts geschadet hat.

Nicht lange darauf brach die schreckliche Zeit des großen deutschen Krieges an. Der 23. Mai 1618, an dem die protestantischen Stände von Böhmen die katholischen Statthalter des Kaisers zum Fenster hinauswarfen und diesen des Throns für verlustig erklärten, ließ eine breite, blutige Spur hinter sich, untilgbar und grauenvoll. Den ersten Abschnitt des Krieges erlebte Logau noch als Hörer der Rechtskunde, wahrscheinlich in Frankfurt an der Oder; denn bis zum Jahre 1639 verlieren wir ihn vollkommen aus den Augen. Wann er das Familiengut Brodat erbte, ist unbekannt, jedenfalls war die Erbschaft wenig erfreulich, da Schlesien zumal in dieser Zeit in der furchtbarsten Weise von der Kriegsfurie mitgenommen worden war. So flüchtete Graf Mansfeld nach der verlorenen Schlacht an der Dessauerbrücke (1626) mit den Trümmern seiner Regimenter nach Schlesien, gefolgt von Wallenstein, der das Land gründlich „zu säubern“ begann und dabei das Fürstentum Sagan in seine weite Tasche steckte. Seither ging fast kein Jahr vorüber, ohne daß nicht die wilde Soldateska des Kaisers, oder der protestantischen Fürsten oder der Schweden im Lande gehaust hätte. So nahmen im Jahre 1634 Arnheim und der Kurfürst von Sachsen durch den Sieg bei Liegnitz und

die Eroberung von Bauken und Görlitz, sowie die Erstürmung von Glogau und Bittau die schlesischen Lande in Besitz, und im Jahre 1637 ging General Gallas vor Baner über Schlesien zurück. Selbstverständlich war eine jede solche Aktion mit Plünderungen verbunden, und was die Kaiserlichen übrigließen, das nahmen die protestantischen Söldner und umgekehrt. Logaus Gut, übrigens keineswegs sehr ertragsfähig und noch dazu ziemlich verschuldet, scheint hierbei recht hart mitgenommen worden zu sein, wie die rührenden Verse bezeugen, die er bei seiner Wiederkehr nach der Stätte seiner Kindheit dichtete. Und doch, obgleich der rauhe Kriegsgott in seinem Erb und Eigen so geraut und alles „grundaus herumgewandt“, fühlt er sich hier glücklich:

„Ich habe dich, du mich, du süße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nummehr auf meinem eignen Herde“.

Offenbar hatte er die Absicht, der Stadt, „wo ihn zu sein verdroß,“ Lebewohl zu sagen und sich ganz dem Landleben zu widmen. Doch ging dieser Wunsch, vielleicht infolge materieller Schwierigkeiten, nicht in Erfüllung; denn im Jahre 1644 finden wir ihn abermals in der „Stadt“ und am „Hofe“, die ihm beide so verhaßt waren. Herzog Ludwig von Liegnitz und Brieg ernannte ihn zu seinem „Rathe in Justizsachen“ mit einer jährlichen Besoldung von 306 Talern (jeden zu 36 Groschen gerechnet) wozu noch jährlich 156 Taler „anstatt des Kostgeldes“ und 148 Taler 72 Groschen „quatemberlich“ als Zulage, außerdem noch „wöchentlich ein Vöglein Bier“ und ein „jährlich Deputat, bestehend aus zwanzig Lockeren Brennholz und zwei Fuder Hew“, wie in dem vom 29. September 1644 datierten Bestallungsdekret zu lesen steht, kamen. Von hier ab fehlen so ziemlich alle Belege über Logaus ferneres Leben, und nur seine Sinngedichte lassen — freilich oft ziemlich haltlose — Vermutungen und Schlüsse zu. Fest steht bloß, daß der Dichter im Jahre 1653 vom Herzog eine Gehaltsaufbesserung von 200 Talern erhielt, das Jahr darauf (1654) eine Sammlung seiner Sinngedichte veröffentlichte: „Salomons von Solav Sinngedichte Drey Tausend“, (die erste Sammlung erschien 1638 unter dem Titel „Zweyhundert teutsche Reimen-Sprüche Salomons von Solav“ und trug ihm 1646 die Mitgliedschaft der „fruchtbringenden Gesellschaft“ ein) und am 24. Juli 1655 im Alter von 51 Jahren an „Darmgicht“ starb.

Aus den Epigrammen geht hervor, daß Logau zweimal verheiratet war, daß die erste Frau nach kurzer glücklicher Ehe bei der Geburt eines Kindes starb und die zweite Ehe

ziemlich unglücklich verlaufen zu sein scheint. Falls den Sinngedichten über Weib und Ehe eigene Lebenserfahrungen zu grunde liegen (und es ist kein Anlaß vorhanden, dies zu bezweifeln), ist die zweite Gattin ein Ausbund von allen möglichen weiblichen Untugenden gewesen und hat dem von Schulden, Hofkabaln und Krankheit heimgesuchten Manne das Leben wohl nach Möglichkeit verbittert. Von den fünf Kindern des Dichters ist der Name des bereits erwähnten Balthasar Friedrich jedenfalls mehr infolge seines Verhältnisses zu Gryphius, als durch seine schriftstellerische Tätigkeit oder gar als herzoglich nassauischer Hofrat auf uns gekommen.

Logaus literarisches Gepäck besteht aus nicht weniger als 3553 Sinngedichten. Im Vergleich zu dem anderer Dichter ist solch ein Gepäck federleicht zu nennen; aber es geht damit fast wie etwa mit dem Kinde, das nach der schönen Legende der Riese Christophorus auf seinem Nacken über den Strom setzte. Die scheinbar so leichte Last ward immer schwerer, so daß der Enaksohn schließlich Mühe hatte, sich über Wasser zu halten. Nicht viel anders ist es mit dem Sinngedicht, wenn es den Anforderungen entspricht, die an ein gutes Sinngedicht gestellt werden müssen. Dies trifft zumal bei Logau ein. Sicher ist er der bedeutendste Epigrammdichter unseres Schrifttums und zugleich einer der größten der Weltliteratur. Schlagkräftiger Wit, fröhlicher Humor, packende Satire und schneidiger Sarkasmus sind bei ihm mehr als bei einem anderen zu finden, zugleich aber auch jene olympische Ruhe und Erhabenheit, die den wahren Weisen auszeichnet. Er steht über Dingen und Menschen und betrachtet sie demnach mit souveräner Ueberlegenheit, ohne jedoch hochfahrend oder gar verlegend zu werden. Er bleibt stets heiter, lebenswürdig und zutraulich, selbst dann, wenn er die bittersten Wahrheiten ausspricht. Er ist voll edler Freimütigkeit gegen alle und gegen alles ohne Ausnahme; seine lautere Gesinnung, die hohe, sittliche Kraft, die ihn durchströmt, vermag nur in dem einen echten und rechten Mann zu erblicken,

Der keinen Umschweif braucht, der keinen Mantel nimmt,
Der allem gegen geht, was wider Wahrheit künmt,

und er ist zumal ein solcher Mann, den keine Anfeindung, weder Verleumdung, noch Bedrohung seinen Grundsätzen abwendig machen könnte. Ruhig geht er seinen einsamen Pfad und darf stolz von sich sagen:

Ich rede frei von dem, was Schande heißt und bringt,
Vielleicht ist wer, den Scham von Schande abbezwingt.

Obwohl das Lehrhafte, die Besserung der Menschheit ihm sehr am Herzen liegt, wird er doch niemals selbst lehrhaft und trägt

auch nie seine Grundsätze mit dem in solchen Fällen üblichen Selbstbewußtsein vor. Wie überall, ist er auch hier bescheiden und anspruchslos. Ja, er wagt es nicht einmal, sich für einen Dichter zu halten:

ein Urteil mag nur fällen,
Der selbst ist ein Poet mit Recht und durch die Kunst.
Nicht nach dem Dichterlorbeer, nicht nach
Titel und Würden trägt sein Herz Verlangen;
denn weder für Dichterruhm, noch für Ehren
und Titel, noch auch für Reichtum möchte
er sein Selbst hingeben oder verlieren, und
so fleht er Gott an „gib mir Armut nicht und
Reichtum nicht, gib mir, was mir ist von
nöten!“ Mäßig und einfach in seinen Bedürf-
nissen, mag er des Reichtums ohne sonderlich
Kränken entraten, und dem Prunk und Pomp
abhold, sehnt er sich nach dem Landleben,
in dessen Stille er die allgemeinen wie die
eigenen Sorgen vergessen kann. Daß ein
so gearteter, reiner, großer Charakter sowohl
in der durch und durch verrotteten Zeit über-
haupt, wie an einem Fürstenhofe im beson-
deren all die Niederträchtigkeiten doppelt tief
empfunden hat, ist wohl selbstverständlich,
nicht minder, daß er die offenen und versteckten
Ehrlosigkeiten zur Zielscheibe seines verletzten
und empörten Gemütes genommen hat. So
lieferte er in seinen Sinngedichten nicht nur
ein literarisch-künstlerisches Werk von Wert,
sondern auch ein lebendiges Gemälde seiner
trostlosen Zeit, das der Kulturforscher ohne
Bedenken als Quelle benutzen darf.

Und nicht allein inhaltlich, sondern auch
der Form nach ist sein Lebenswerk der Wert-
schätzung vollauf würdig. Unter den zeit-
genössischen Dichtern, die ja doch nach Opizens
Vorbild die Form meist auf Kosten des
Inhalts hehgt und gepflegt haben, ragt er
durch stilistische Wirkungen hervor, wie durch
kernige Ausdrücke, Alliterationen, onomato-
poetische Wortklänge, durch Wechsel im Vers-
maß, und nicht zuletzt durch das reine Deutsch,
das er zu schreiben sich befließigt. Das fühlt
man, wenn man sich durch den furchtbaren
Wust der zweiten schlesischen Dichterschule
durchgearbeitet hat und dann Logau vornimmt.
Gewiß mangelt es auch bei ihm nicht an
Härten im Ausdruck, an unklaren Wort-
stellungen und an Satzverbindungen, die
lateinische Gepräge deutlich an sich tragen,
aber daran ist doch wohl der damalige Sprach-
gebrauch mehr schuld als unser Dichter. Was
er verbessern konnte, das hat er in redlichster
Weise getan, so daß Lessing Hochachtung
vor seiner Sprache empfindet.

Von Logaus Sinngedichten sind in erster
Linie die politischen und nationalen von Be-
deutung und besonderem Interesse. Es ist

ein gut deutscher, in jeder Faser und Faser
volkstreu Mann, der hier zu uns spricht.
Überall tritt uns seine aufrichtige, innige
Liebe zu seinem Vaterlande entgegen. Ob-
wohl tief religiös und fromm, spricht er mehr
als einmal seine Meinung aus, daß der Krieg
um der Religion willen verdammenswert
sei. Was einer glaube, habe er mit sich selbst
auszumachen und keiner dürfe sich drein-
mischen, noch weniger ihm seinen eigenen
Glauben aufdrängen oder gar aufzwingen.

Was geht es Menschen an, was mein Gewissen gläubet?
Wenn sonst nur christlich Ding' mein Lauf mit ihnen treibet,
Gott gläub' ich, was ich gläub', ich gläub' es Menschen nicht,
Was richtet denn der Mensch, was Gott alleine richt?

Das seien just die Rechten, die fortwährend
Lehren erteilen und gute Ratschläge, deren
Leben aber gerade das Widerspiel davon sei.

Herodes weist die Weisen,
Wo sie zu Christus reisen,
Kommt aber selbst nicht,
Und bringt ihm seine Pflicht —
Wer weiß, was die wohl glauben,
Die uns zum Glauben schrauben?

Vordem gab es einen Glauben und ein Christen-
tum, jetzt aber

Lutherisch, Päpstlich und Calvinisch — diese Glauben
alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum
denn sei.

Um den „Glauben“ handle es sich allein,
alles andere sei Nebensache: die Werke des
Menschen seien ebenso gleichgültig wie seine
Gesinnung, nur der Glaube gelte, obgleich nur

Aus Wandel und Gewissen,
Kann man erst den Glauben beschließen.

Um den Glauben führe man seit Jahren
Krieg, wegen des Christentums schlage man sich
die Köpfe entzwei, um Glauben und Christen-
tum heißt es, aber in Wirklichkeit sei es Macht
und Beute, die zum Kampfe heken. In
zahlreichen Sinngedichten beschäftigt sich Logau
mit der Schilderung der beispiellosen Kriegs-
gräuel von Rauben und Morden, Sengen und
Brennen. Verfümmeln und Schänden genügt
der bestialischen Soldateska nicht mehr. Daher
ist es kein Wunder, daß die Soldaten vom
Frieden nicht gerne hören:

Zeit trägt zum Frieden Haß, zum Kriege trägt er Liebe.
Das macht, der Friede henkt, der Krieg beschenkt die Diebe.

Und als trotzdem Friede gemacht wird, nach
30 Jahren entseßlicher Zuchtlosigkeiten:

Was hat doch bracht das deutsche Kriegen?
Daß wir nun ruhn, weil wir ja liegen.

Tief beklagt er den Verfall und die Herab-
würdigung des deutschen Vaterlandes. Der
Königsmantel der kraftvollen Muttersprache
werde entstellt durch allerhand bunte Flecken und
Lappen aus Frankreich, Italien und Spanien.
Ja, Deutschland sei „blutarm“ geworden,

drum gehe es auch so „geflickt“ wie ein Bettelmann. Aber nicht nur die Sprache, auch die Tracht werde verdorben und mit ihr die Gesinnung:

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

In zahlreichen Varianten kehrt diese Klage wieder. Stets weiß er ihr neue Gesichtspunkte abzugewinnen und macht die Mode, zumal für den Niedergang Deutschlands verantwortlich, so daß er ihr gegenüber sogar das Nationallaster, „das Saufen“, verzeiht:

Bleibt beim Saufen! bleibt beim Saufen! sauft ihr
Deutschen immerhin,
Nur die Mode, nur die Mode laßt zu allen Teufeln ziehn!
Und die Verführer Deutschlands, die Zerstörer der Sprache, der Sitte, des Reiches?
Frankreich hat es weit gebracht; Frankreich kann es

Daß so manches Land und Volk ward zu seinem Affen.
Die glattzüngigen, geschniegelten und gebügelten Fuchschwänzer haben es vor allem zu verantworten, daß das so reiche, starke Deutschland ein armer, siecher Krüppel geworden ist. Durch ihre ewige Einmischung in die Reichshändel, ihre Ränke, ihre Judasgroschen haben sie die Kriegsfurie immer von neuem aufgestachelt und das Land ins tiefste Elend gestürzt. Doch trotzdem gelten die Franzosen viel im deutschen Lande:

Narrenkappen samt den Schellen, wenn ich ein Franzose
wär,
Wollt' ich tragen; denn die Deutschen gingen stracks wie
ich einher.

Sarkastisch bemerkt er darum:

Daß Deutschland deutsche Kinder zeugt? Sie haben so
nur mehr Beschwerden,
Sie müssen, soll'n sie gelten was, Franzosen dennoch
alle werden.

Aber nicht nur Franzosen waren es, deren Untugenden und Laster Deutschland mit Vergnügen empfangen hat und nun so eifrig pflegt; auch die andern Völker sind seine Gläubiger geworden, so daß

Deutschland bei der alten Zeit
War ein Stand voll Redlichkeit, —
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand und Schmach,
Was auch sonst aus man sagt,
Andre Völker abgelegt.

Einst durfte der Deutsche seines Volkes und Landes Ehre künden, aber nun?

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern teutschen Heldendingen,
Die ihre Väter ausgeübt,
Wenn Gott uns je noch Kinder gibt,
Die werden unsrer Zeit beginnen
Beheulen nicht besingen können.

Doch ob die Zeit auch noch so elend ist, ob er auch noch so bitter wird, wenn er seines Vaterlandes gedenkt: im tiefsten Winkel seines Herzens glimmt ein Funken des Vertrauens

auf die Lebenskraft des deutschen Volkes, daß es dereinst sich wieder auftraffen werde. Zwar: Wir mußten alle Völker zu Totengräbern haben, Eh' Deutschland in sich selbst sie konnten recht vergraben, aber es scheint, als ob auch sie etwas ahnen würden; denn sie sind noch allweg eifrig und sorgsam bei der Arbeit: um Deutschlands Körper gut zu verwahren, damit nicht am Ende „neue Geister“ hineinfahren.

Eine Reihe von Sinngedichten behandelt das Hofleben und die Rabalen der Schranzen und Hofen zur Erreichung ihrer Absichten. Mit kaum verhehlter Verachtung spricht Logau von den „Hofeleuten“, die in seinen Augen nicht mehr denn „Hofehunde“ sind. Aber er schätzt nicht nur Hofwahrheit, Hofworte, Hoffreunde und Hofstreue sehr gering, sondern auch Hofgunst, Fürstenfreundschaft, wie überhaupt die Freundschaft großer Herrn. Ebenso kaustisch wie er sich über die Verleumdungen, die bei Hofe gäng und gäbe, ausdrückt:

Bei Hofe gibt es Maler in Menge, diese malen
Gemeiniglich mit Kohlen, man darf sie nicht bezahlen,
Man darf sie nicht erst bitten, sie tun's von freien Stücken,
Auch darf man nicht erst sitzen, sie können's hinterm Rücken —
ebenso äußert er sich über die „Freundschaft großer Herren“ und deren Gunst. Das Bild, das er vom Treiben am Hofe entwirft, ist nichts weniger als anmutend, jedoch wohl schwerlich übertrieben. Wenigstens liegt es durchaus nicht in Logaus Charakter, zu übertreiben. Scharf spricht er sich gegen die Indolenz dieser oder jener Herrschenden aus, die, anstatt sich um Land und Leute zu kümmern, viel lieber „sich erlustieren an Vällen, Schauspielen und Jagden“. Zumal letzteres war stark im Schwunge. Grollend meint Logau:
Ist des Fürsten größte Tugend, daß er die kennt, die
sind seine?
Ist des Fürsten größte Tugend, daß er kennt die wilden
Schweine?
Jenes, will ich feste glauben, sei der Fürsten eigne Pflicht,
Dieses, glaub' ich, sei des Försters, sei des Fürsten eigen
nicht.

Mißbilligend sieht und hört er die Ueberhebung des Adels und hält ihm vor, daß ja aller Ursprung Erde sei, wenn man die Ahnenreihe zurückverfolge; es wäre darum eitel Torheit, sich darauf etwas einzubilden. Adel sei nichts, wenn er ohne Verdienste, ohne Tugend sei:

Die Tugend alleine gibt tüchtigen Adel,
Der Wappen Gemälde/
An Helm und Feld
Bedecket vergebens den innern Tadel,
Die Wiege des Cyrus und Trus ist Ton,
Ein leeres Gefläuge,
Ein gläsern Gepränge
Sind Ahnen, wo Tugend ist ferne davon.

Mit beißender Ironie bemerkt er, daß man Standesunterschiede wohl beachten müsse: Stände soll man unterscheiden. Saufen soll nicht jedermann. Bauern strafe man um's Saufen, Saufen steht den Edlen an.

Auf das „Saufen“ ist er übrigens sehr schlecht zu sprechen.

Wer vielleicht einmal soll ertrinken,
Darf ins Wasser nicht versinken,
Alldieweil ein deutscher Mann,
Auch im Glas ersaufen kann.

Höhnisch merkt er an, daß es, gottlob! noch deutsche Sitten gebe:

Wie kommt's, daß ein gemeiner Mann
Um Trinkgeld pflegt zu bitten?
Nach Essgeld begehrt er nicht,
Es gibt noch deutsche Sitten.

Besondere Abneigung bringt er — wie übrigens auch Moscherosch und Grimmselshausen — neben der „höllischen Steuer“ auch den Fakultäten entgegen:

Juristen, Aerzte, Priester sind alle drei beflissen,
Die Leute zu purgieren wol am Säckel, Leib, Gewissen.

Scharfe Worte läßt er über die Weiber fallen. Unzuverlässigkeit, Schwachhaftigkeit, Widerspruchsgelust, Zanksucht, Verständnislosigkeit, Kleinlichkeit und Eitelkeit sind noch die geringsten Gebreche, über die er einmal mit Spott, dann wieder mit Groll sein Urteil abgibt, um zu dem Schlusse zu kommen:

In einem Weibertrode,
In einem Bienenstode
Stecht Schaden und Genieß,
Ergetz und auch Verdrieh.

Indeß würde man ihm Unrecht tun, wenn man ihn für einen Frauenverächter hielte. Wie zart und schön weiß er das Verhältnis einer Mutter zu ihren Kindern zu kennzeichnen: Die Mutter trug auf Armen das Kind, weil's schwach
noch war,

Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.
Und nicht allein die Mutter, auch das Weib, die Gattin preist er:

Die Liebe ziert das Weib, ein liebend Weib den Mann;
Wer diesen Schmutz bekömmt, seh keinen andern an —
und der toten „Eheliebsten“ ruft er ins Grab nach:

Mir wird sein der Sack gemessen,
Oh dein Lob ich kan vergessen . . .

wohl Beweis genug dafür, daß Logau keineswegs zu den oberflächlichen Weiberfeinden gehört hat, deren Stärke im Generalisieren besteht, und die so das Kind mit dem Bade ausschütten.

Einzig in ihrer Art sind Logaus Sinngedichte, in denen er den Groll durch Harmlosigkeit maskiert, nicht minder wertvoll und interessant sind jene, die naive und dabei gekünstelte Anschauungen mit einander verbinden und so jene Gattung bilden, die wir mit „im Stil des Rokoko“ bezeichnen, freilich bei Logau nicht mit Recht; denn was wir unter Rokoko verstehen, gehört einer viel späteren Zeit an, während Logaus Tage in die Blütezeit des Barock fallen. Diese Sinngedichte sind

so grazios und fein, daß man im ersten Augenblick sehr erstaunt ist, wie ein Dichter von der Art Logaus dergleichen Nippfigürchen schnitzen konnte. Vergleiche:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Ruft eine weiße Salathee: sie wird errötend lachen.

Oder:

Unre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dies bestellt,
Die, solange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.

Die tiefste Erkenntnis des Lebens, die reifste Erfahrung spricht aus den Sinngedichten allgemeinen Inhalts, von denen manche sogar schon zum Sprichwort geworden sind, ein Zeichen ihres besonderen Wertes. Die Weltanschauung des Dichters ist im Ganzen pessimistisch, von milder Entsagung gesättigt. Wehmütig lächelnd sieht er die Welt an sich vorüberbrausen:

Menschen sind wie Pferde, die zu allen Zeiten
Mit den schärfsten Sporen die Begierden reiten.

Spöttisch schürzt er die Lippen, wenn er das Drängen und Ringen nach Gütern sieht:

Die Welt ist wie ein Meer.
Ein jeder geht und fischt,
Nur daß den Walfisch der,
Den Stockfisch der erwischt.

Freilich, Hammer oder Amboss muß man sein, stets bei der Arbeit sich mühen:

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herum-
getrieben,
Wenn beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst
zerrieben —

aber, genau betrachtet, welchen Sinn hat das alles?

Ein Kind vergißt sich selbst, ein Knabe kennt sich nicht,
Ein Jüngling acht't sich schlecht, ein Mann hat immer
Pflicht,

Ein Alter nimmt Verdruß, ein Greis wird wieder Kind —
Was meinst du, was doch das für Herrlichkeiten sind?
Ja, wer das wüßte! Indeß tröstlich ist eines:

Weißt du, was in dieser Welt
Mir am besten wohl gefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

Man sagt, der Tod sei bitter und das Sterben traurig! Welch eine Weisheit! Nein! Vielmehr:

Es ist ein fröhlich Ding um eines Menschen Sterben,
Es freuen sich darauf die gerne reichen Erben,
Die Priester freuen sich, das Opfer zu genießen,
Die Würmer freuen sich auf einen guten Biß —
Die Engel freuen sich, die Seele 'nauf zu führen —
Der Teufel freuet sich, wenn sie will ihm gebühren.

So stellt sich Logau unseren Augen dar als redlicher Mann voll der edelsten Grundsätze und trefflichsten Beweggründe, in sich gefestigt durch Scharfsinn wie durch reiche Erfahrung, durchdrungen von mächtigem sittlichen Ethos, getragen von ausgezeichnetem Talent, dabei ein lebenswürdiger, stets hilfsbereiter Mensch. Obwohl tiefreligiös und durch und durch monarchisch gesinnt, hat er doch Zeit seines Lebens die freie Denkungsart

betätigt und sich nicht gescheut, selbst dort die Wahrheit zu sagen, wo es ihm schaden konnte. Nie hat er sich entwürdigt, niemals geschmeichelt oder beschönigt — kurz: er war ein Mann. Und solch ein Mann gilt doppelt und dreifach in einer so entsetzlichen Zeit,

wie die seine es war. Darum, wenn von deutschen Männern die Rede geht, darf seiner nicht vergessen werden, und die Worte eines Trauergedichtes auf seinen Tod behalten dauernde Gültigkeit:

„Hier starb ein Ebenbild der deutschen Treue!“

Rain

Es hat noch nie ein Opfer so geraucht;
Und etwas kommt mir nah, das kam noch nie.
Dies dunkle Blut des bleichen Bruders haucht
Wie Blut von makellosem Erstlingsvieh,
In das mein Vater seine Hände taucht.

Gott nimmt gehorjam all die Opfer an,
Die ihm mein Vater nie zu tun vergißt.
Mein Vater hat einmal etwas getan,
Von dem er sagt, daß es die Sünde ist.
Vielleicht, daß ich ihm ähnlich werden kann.

Und meine Mutter war dem Knaben gut,
Sie weinte in sein langes, blondes Haar.
Vielleicht, daß sie von nun an besser ruht.
— Ich möchte wissen, was verschlossen war
In dieses blassen Knaben dunklem Blut.

Conrad Riesewalter

Das schlesische Meer

Von G. Krause in Slogau

Seitdem die neue Bahlinie Neusalz—Rontopp—Wollstein ausgebaut ist, dürfte der Besuch des Schlawa-Sees und seiner lieblichen Umgebung bedeutend zunehmen. Wie ein Stück unerreichbaren Märchenlandes, ganz abgelegen von jeder Touristenstraße, hat diese liebe, reizvolle Gegend bislang ein einsames, verträumtes Dasein geführt. Begeisterte Schilderungen ihrer Schönheiten sind ab und zu von wanderlustigen Besuchern entrollt worden; doch fanden wenige den Mut, sie aufzusuchen. Eine eigene Poesie umschwebt die abgelegenen Gewässer. Glückliche, wer sie mit weicher Seele empfinden durfte! Das ist ein Stück weltentrückten Daseins, ein traum-

verlorenes Wunderland, das sich jetzt eben im ersten Erwachen dehnt und reckt. Noch ist seine Sonne nicht hoch. Aber es ringt sich kräftig aus den feuchten Nebelschwaden, die im bleichen Mondlichte seine schilfumkränzten Ufer deckten und bisher seine junge Schönheit verhüllten: es tritt hervor an das Licht der Oeffentlichkeit. Wer seinen Fuß einmal hierherlenkt, wird wiederkommen und seine Freunde mitbringen, und sie alle werden voll Rühmens sein. Wer ein weiches Herz hat, wer sich begeistern kann für die Schönheit der flimmernden Heide und der stillen, see-rosenbedeckten Seen, wer sich der intimen Farbeureize träumender Landschaften, wie sie



Schloß Schlawa

phot. Ad. Enderich in Fraustadt

uns Walter Leistikow oder unsere Worpsweder Malerschule vorführen, mit kindlich harmlosem Gemüte erfreut, der komme in dieses schlesische Paradies. Leise werden die Saiten seiner Seele erzittern, sie werden ertönen, und ihre Töne werden ein Lied werden, ein Sang von dem schönen, bleichen Jünglinge, der, zu Tode geküßt von der schmelzenden Wassernixe, dort zwischen weißen Seerosen treibt. Welche Poesie breitet sich über die Gefilde, wenn in taufrischer Mondnacht der „stille Gefährte der Nacht“ sein mildes Licht über die Auen und Wiesen gießt und leises Elfenlispeln um die zitternden Halme und Blätter kost!

Es sind rechte Märchenseen, diese ganze Gruppe von zehn Seen, die hier im nordöstlichsten Teile des Kreises Freystadt den Anfang der großen norddeutschen Seenplatte bezeichnen. Ueberreste der Ausschürfungen in der Eiszeit, lenken sie unsere Blicke auf eine weit entlegene Vergangenheit. Stumme und doch beredte Zeugen dieser vergangenen Erdpoche sind die mächtigen Granitblöcke, die auf dem klaren Seegrunde und auch in den Uferwäldern verstreut liegen. Das größte der damals hier entstandenen Wasserbecken ist der „Schlawa-See“, wohl an 11 Kilometer lang und 4 Kilometer breit. In seinen Fluten spiegeln sich hochgelegene Ortschaften mit weißen Häuschen und wetterharten Kirchtürmen, und am Ostende des Sees blickt das Herrenschloß von Schlawa in die parkumschlossenen, klaren

Fluten. Dieser massige, gelbe Bau ist ein rechtes Dornröschenschloß. Das ganze Jahr liegt es tot und verlassen. Nur auf etwa vier Wochen im Sommer erwacht es zu kurzem Leben. Da rüstet es sich zum Empfange seines Besitzers, des österreichischen Grafen Haugwitz. Dann wird's wieder still, still auf ein ganzes Jahr. Mächtig wuchert der wilde Wein am Schlosse empor und deckt es mit sattgrünem Vorhange, den der Herbst mit brennendroten und gelben Mustern durchwebt. Gern gestattet die Verwaltung die Besichtigung der Gärten. Der weite Park ist von zahlreichen Wasseradern durchzogen, welche von vielen zierlichen Holzstegen mit Geländern von Naturholz überbrückt werden. Uralte Silberpappeln, Eichen und Tannen schmücken die weiten Rasenplätze. Weit schweift der Blick über den See, auf dessen Wellen blinkende Silberlichter tanzen. In einsamer Bucht trocken an langen Stangen die Netze des Fischers, die sonst den reichen Fischseggen des Sees nutzbar zu machen suchen. In den hohen Herrensitz des Schlosses Schlawa lehnt sich das saubere, gleichnamige Städtchen, ein Bild echter Kleinstadtpoesie. Der Tourist ist hier nicht ein Fremdling, dessen Geldbeutel als ein willkommenes Angriffsobjekt betrachtet wird, sondern man kommt ihm entgegen wie einem alten Freunde des Hauses. Hier herrscht noch die alte, schlesische Biederkeit und Gastfreundschaft. Möge der zunehmende Verkehr sie nicht „modernisieren“.



Das Geibelhäuschen in Polnisch-Tarnau

Am genußreichsten erreicht man Schlawa wohl von der Station Drießitz der Slogau—Lissaer Bahn aus. Der Weg durch die „polnische Schweiz“ bei Bienemühl, über das prächtig daliegende Bergvorwerk und durch den schönen Park von Salisch bietet in seinen Wald-, Hügel- und Wasserlandschaften so eigene Reize, daß schon dieser Hinweg dem Naturfreunde hohe Befriedigung gewähren wird. Er erfordert etwa drei Stunden. Am besten legt man diese Tour auf den Nachmittag und bleibt in Schlawa über Nacht, um für die bevorstehenden Naturgenüsse den ganzen nächsten Tag zur Verfügung zu haben. Man besichtigt früh den Schloßpark und wandert dann am hohen Südostufer des Sees durch alten Wald nach Rädchen. Sehr zu empfehlen ist es, sich mit dem Fischer in Verbindung zu setzen und mit dem Rahne von Schlawa nach Rädchen hinüberrudern zu lassen. Herrliche Blicke erschließen sich auf die weite Wasserfläche. Taucher und schwarze Wasserhühner treiben um uns her ein neckisches Spiel. Mit weit nach hinten gestreckten Beinen und eingezogenem Halse suchen einige schreiende Fischreier ihr Heil in schleimigster Flucht. Wie ein blitzender Edelstein surrt ein blau-schillernder Eisvogel an uns vorüber. Im Schilfe schimpft die „faule Magd“, und silberne Fischlein schnellen sich über die glitzernde Fläche. Leicht gleitet das Schifflein vorwärts. In der Nähe des Ufers schaukeln Hunderte von weißen Seerosen zierlich auf und nieder. Vom hohen Nordrande des Sees winkt uns das köstlich gelegene Laubegast,

und weit nach Westen hin sehen wir die große Insel, das „Werder“, die Aussicht abschließen.

In Rädchen beginnt die eigentliche Wanderung. Wer viel Zeit hat, kann noch dem hier gelegenen, kleinen Stumpf-See einen Besuch abstatten. Wir benützen, wenn wir die Rückreise von Liebenzig aus antreten wollen, zunächst die lange Waldstraße, die uns über die Ortschaft Hammer mit dem Hammersee nach dem Oglisch-See führt. Dichte Schilfwälder begleiten die morastigen Ufer und sind ein Dorado zahlreicher Sumpfvögel. Mit lautem Gekreisch und Flügel-schlag erhebt sich ein Flug wilder Enten. Im Rohre schnattert und musiziert es in allen Tonarten. Zwischen kräftigen Schilfstengeln, weit über der Wasserlinie, hängt wie der Korb eines Luftschiffes das halblugelige Nest des Rohrsängers, und abends, wenn des Mondes Silberzauber auf dem stillen Wasser liegt, grollt tief und laut der Ruf der Rohrdommel. Gern leiht uns der Wassermüller seinen Rahn, und bald gleiten wir dahin unter den überhängenden Gebüsch des Ufers, zwischen weißen Wasserrosen und gelben Nymphen. Unfern Fußmarsch wieder aufnehmend, wenden wir uns nach rechts hin von der Waldstraße ab, um durch dichtes Gebüsch, das sich über unsern Köpfen zu einer grünen Halle zusammenschließt, das Forsthaus von Polnisch-Tarnau zu erreichen. Hier entrollt sich den entzückten Blicken ein herrliches Panorama. Weit dehnt sich der große Tarnauer See, dessen Wellen mächtig ans Ufer schlagen; drüben breitet



Der Schlawa-See im Sommer

phot. Joh. Stantalla in Schlawa

sich die finstere Carolather Heide, der ungeheure Wald, der sich bis nach der Oder hin erstreckt. Ueber uns lugt, aus einem Erlbruch ansteigend, eine Anhöhe aus lauschigem Grün. Sie ist von alten Linden und Silberpappeln bestanden und trägt ein kleines, strohgedecktes Jagdschlößchen des Fürsten von Carolath-Beuthen, das dadurch an besonderem Interesse gewinnt, daß es den Dichter Geibel und Herbert Bismarck des öftern beherbergt hat. Der alte Ramin, der mächtige Kronleuchter aus Hirschstangen und die zahlreichen Geweihe an den Wänden erinnern an fröhliche Jagdgesellschaften. Durch dichtes Haselnußgebüsch schreiten wir hinab, nachdem wir noch einmal die ganze weite Wald- und Seenlandschaft überschaut haben. Ueber sonnige Rasenblößen, auf denen Erd- und Himbeeren in reichen Mengen wachsen, erreichen wir das reizend gelegene Forsthaus Tarnau. Eine sehr freundliche, gastliche Aufnahme wird uns hier zuteil. Wie prächtig mundet das einfache Mahl da draußen unter den alten Bäumen vor dem Hause, unmittelbar am Ufer des Sees! Weich hallt das Echo von dem gegenüberliegenden Walde zurück, wenn der kunstfertige Förster seinem Horn jagdliche Melodien entlockt.

Bald sind wir in dem Dörfchen Polnisch-Tarnau, und nun beginnt eine Wanderung durch flimmernde, sandige Heide, zumeist durch Wald, aber auch über ärmliche Felder, denen man es ansieht, wie sauer es dem Menschen hier werden mag, um der kargen Scholle das tägliche Brot abzurufen. Nach einiger Zeit treten wir wieder in den Hochwald ein. Mehr und mehr nimmt das Laubholz wieder überhand. Leppiges Unterholz nimmt uns auf. Plötzlich halten wir überrascht still: auf einsamer Waldblöße stehen wohl an dreißig

Stück Damwild, darunter auch einige ganz weiße Tiere, beisammen. Mit angehaltenem Atem genießen wir den herrlichen Anblick. In mächtigen Farnkräutern, die den Tieren bis an den Leib reichen, stehen sie, alle aufmerksam sichernd den Kopf nach uns gewendet. Endlich trolten sie langsam ab. Noch mehrmals wird uns das Glück, des Rudels ansichtig zu werden. Nach kurzer Zeit treffen wir eine Waldwiese, von deren Rande uns das einsame Forsthaus Tiergarten winkt. Wieder bewirbt uns der freundliche Förster aufs beste. Das ist noch die alte, herrliche Poesie des Wanderns. Tiergarten liegt schon wieder ganz nahe am Schlawa-See. Wir wenden uns nun nach dem ganz in walddloser Ebene liegenden Rattersee, um bald Liebenzig zu erreichen, von wo aus uns die Bahn zurückführt.

Wer nicht nach Liebenzig will, macht vorteilhafter die ganze Wanderung umgekehrt, geht von Rädchen aus immer am Ufer des Schlawa-Sees entlang bis nach Tiergarten, um sich dann über Tarnau, Jagdschlößchen und Oglich-See dem Forsthaus Slogeiche zuzuwenden. Es empfiehlt sich, von hier aus einen Wagen nach Carolath zu nehmen (am besten vorher von Carolath aus nach hier zu bestellen). Man hat dann noch Zeit und Muße, sich an der herrlichen Lage Carolaths und seines Schlosses zu erfreuen, um dann durch herrlichen Oderwald Beuthen zu erreichen, von wo aus die Heimfahrt angetreten wird. — Wer zu uns kommt, wird es nicht bereuen. Lange noch wird ihm das sanfte Rauschen des Waldes im Ohre klingen, und das Bild der summenden Heide mit ihren bunten Schmetterlingen und Grashüpfern und die Erinnerung an die geschaute Wald- und Seenpracht werden ihm immer wieder vor die Seele treten.



Eislauf auf dem Schlawa-See

Die Lichtmeß des Christian Hofflehner

Von Carl Gartmayr in Wien

Der Februarhimmel spannt sich träg und grau über die verschnittenen Kastanienwände des Stiftsgartens. Frischgefallener Schnee hat in der Nacht den Ries der Alleen zugedeckt, und nun stäubt der Wind die Flocken von den steifen Pappelruten und den kahlen, mausgrauen Sträuchern.

Im glanzlos kühlen Licht des Tags von Mariä Lichtmeß ziehen sich die vereinsamten, endlosen Bogengänge der Benediktinerabtei noch einmal so weit. In der Kirche klappert der Schritt eines Buben klingend über die Steinplatten. Vorn am Hochaltar löscht der Glöckner die sechs Kerzen der Frühmesse aus und schlurft dann schläfrig und verdrießlich in die noch halbfinstere Sakristei. Dünne Fahnen von Weihrauch ziehen die Wände entlang bis hinauf zur rundgewölbten Stuckdecke.

Der Christian Hofflehner steigt langsam die flachen, ausgetretenen Kirchenstufen herunter. Wie eine warme Welle schlägt der Weihrauchduft aus der tiefen Rundung des Portals. Er stapft nachdenklich mit den Füßen durch den Schnee, und als drüben in dem nach der Hofseite zu offenen, geweißten Gänge die feierlichen und strengen Kutten von ein paar Professoren daherstakern, erinnert er sich, daß er die Rappe noch immer in der Hand hat. Mit einem abweisenden Lächeln schiebt er sie erst schief und dann ordentlich mit beiden Händen bis über die Ohren. So kommt er spät genug, um nicht mehr grüßen zu müssen, in den Gang. Denn eben biegen die Geistlichen um die Ecke, und ganz deutlich fliegt die räuspemde Stimme

des Vaters Leodegar bis zu ihm herüber: „. . . eine Schande und ein Spott ist es, wenn ein Bube mit fünfzehn Jahren noch nicht einmal so weit ist. . . .“

Der Christian Hofflehner schiebt seine Hände tiefer in die Hosentaschen und zieht ein wenig das Genick ein. Der Wind bläst ihm die hellblonden, strähnigen Haare über die Stirn, und er geht mit zwinkernden Augen und gleichgültigem, verschlossenem Gesichte frierend weiter. Mit einer ungeduldigen Schwere erwägt er den inhaltlosen Satz des Vaters Leodegar. Inhaltlos: denn was ist das jetzt, ob schließlich er selber oder irgend ein anderer Bube oder irgendwer auf der ganzen Welt „noch nicht einmal so weit ist“, wie es der Vater Leodegar, der Mathematikprofessor, von Rechts wegen verlangen durfte. Was bedeutet ihm das jetzt, was heißt das: jetzt und heute — —, heute!

Und wieder, wie so oft in diesen Tagen, läuft ein starres Erschrecken ganz langsam durch seinen schmalen Knabenkörper. Es ist immer so: ein gleichgültiges Wort, das Gesicht eines Fremden, der Schritt des Glöckners über den weichen Altarteppich löschen ein paar Augenblicke lang die grübelnde, entsetzte Angst aus, die seit Tagen hoffnungslos und schwer in seinem Blute liegt und ihm den Kopf auseinanderdrängt. Aber dann ist auch schon wieder jener fremde, feindliche Schmerz da, das Schluchzen, das würgend, ohne Erleichterung aus seinem heißen Hals heraufarbeitet und die großen Tränen in den tiefgeränderten Augen. Und die Nächte voll Grauen, Warten, unruhige Träume und schüttelndes Entsetzen

hängen ihre bleischweren Gewichte an dieses unerfahrene, federleichte Leben des Vierzehnjährigen.

Er steht nun in dem Torbogen, der sich nach einer schmal zusammengedrängten Gasse zu öffnet. Das ist eine Reihe stiller, gelbangestrichener Häuser mit Ziegeldächern und geweißten Rauchfängen. Auf der andern Seite ragt die niedrige Stiftsmauer. Und am Ende, ganz unten . . . der Christian Hofflehner sieht mit verschwimmenden Augen dieses letzte Haus, hinter dem der Schatten einer Pappel in den Nebel wächst.

In diesem kleinen Hause mit den verschlossenen, dunkelnden Fenstern ist der Joseph Valenter aus der Quarta — er sagt den Namen leise und voll fließender Zärtlichkeit vor sich hin — ist der Joseph Valenter heute Nacht gestorben.

Müde und von einem langsam heraufsteigenden, wie erstarrten Gleichmut beinahe erleichtert, zieht sich der Knabe über die holperigen Steine der Straße vorwärts. Er zählt die Schritte, die klingend auf das gefrorene Pflaster stoßen. Er kommt aber immer nur von eins bis zehn und fängt wieder an. Und plötzlich ertappt er sich, wie er so aus seiner großen Gleichgültigkeit heraus den Namen seines Freundes Joseph Valenter in die unbewegte Luft sagt, und immer wieder sagt. Diesen Namen seines toten Freundes. Er muß es ganz laut vor sich hin buchstabieren: tot —, und schweigt und bleibt stehen und dreht sich, von einem siedenden Schrecken übergossen, um. Nämlich hinter ihm hat jemand deutlich „tot“ gesagt. Es ist aber niemand in der Gasse. So wird es wohl sein aufgerührtes Blut gewesen sein und sein grübender Schmerz, der die Nähe und Weite mit diesem Namen anfüllt und ihn zurückbekommt von den schweigenden Häuserwänden. Diesen Namen, den — er erschrickt und bedenkt sich, wie über einer seltsamen, großen Entdeckung — den es ja also eigentlich garnicht mehr . . . gibt. Denn der Joseph Valenter aus der Quarta ist nach einer Krankheit von fünf Tagen gestorben, und den Joseph Valenter kann also kein Mensch mehr rufen. Nur draußen auf dem kleinen, von Lebensbäumen eingefriedeten, leeren, neuen Friedhofe werden weiße Buchstaben auf einer schwarzgefirnigten Blechtafel den Namen behalten, der einmal lebendig gewesen ist, den der Pater Leodegar gleichgültig in die Stille der Klasse hineingesagt und der Pater Filibert Steinbrucker, der Klassenvorstand, wie einen klingenden Kriegsruf über die Bankreihen geworfen hat, wenn er hinter dem Katheder mit dem Schnupftuch über die Rutte rieb

und ein blaues Vokabelheft mit den Fäusten nur so umeinander rollte: „Also der Valenter — natürlich der Valenter! — hat ja noch nicht einmal eine Ahnung, scheint's, daß wir uns mit den Verba auf mi fünf Vierteljahr lang abplagen.“

Und morgen . . . übermorgen werden der Pater Leodegar und der würdige Pater Filibert die gefältelten Spizenhemden über die Rutte ziehen und mit steifen, erfrorenen Gesichtern übellaunig und ein wenig gerührt oder ein wenig gleichgültig die schmale, hölzerne Truhe aus der Stiftstischlerei hinausbegleiten über den obern Burgfried, den untern Burgfried, durch das hallende Stiftstor und das enge, in rostigen Angeln ächzende Pförtlein draußen am . . .

„Friedhof.“ Wieder sagte es der Christian so laut, daß er sich selbst hören konnte und verwundert war, was für eine seltsam rauhe, tiefe Stimme er eigentlich hatte. Mit dieser wie gebrochenen, mutierenden Stimme würde es ja nun wirklich nicht mehr lange gehen, hatte vorigen Sonntag nach der Vesper der Pater Regenschori gemeint. Und er, der Christian Hofflehner, war darüber tiefererschrocken und hätte völlig beschämt dagestanden. Denn vorigen Sonntag war er noch ein Bube gewesen wie alle anderen Buben und hatte trotz beginnender Heiserkeit das Agnus Dei aus der Palestrinameffe und das Dona nobis pacem in die andächtige Stille hineingesungen, daß die modulierende Orgel und die Lichter vom Hochaltar und eigentlich alles auf der Welt wie in ein abgrundtiefes, horchendes Schweigen rann, aus dem sein heller, freudiger Knabensopran und seine kleine Eitelkeit mühelos wie in den offenen Himmel stieg. Und nun sollte er nicht mehr singen! — Heute noch lief die Erinnerung an diese Minute mit dem Pater Regenschori wie eine blasse Verdrießlichkeit an ihn heran und vertiefte die schon vorgegrabene Falte in dem farblosen, verschlossenen Knabengesicht.

Aber dann mußte er doch lächeln. Ein etwas schauspielerhaftes, seinem Schmerz gefälliges Lächeln, wenn er dachte: vor acht Tagen — und nun heute. Vor acht Tagen hatte er seinen Arm in den des Valenter gehängt, und die beiden waren, ohne etwas zu reden, über den windigen Platz vor der Stiftskirche gegangen. Der Hofflehner blieb stumm und war noch immer förmlich tief erschrocken, daß ihm nun seine Stimme, die ihm gehörte, und die ihm wie der Atem und wie Lachen und Weinen aus dem Munde fiel, daß ihm die verloren gehen sollte, wie ein schlechtes Instrument einfach zerbrechen sollte. Der Valenter aber redete damals nichts,

einmal, weil der andere still und verdrießlich war, und dann preßte seit dem Morgen ein leise stechender Schmerz wie mit gläsernen Spitzen in seiner Schulter, so oft er die kalte Luft in den Mund bekam. Sie hatten eine Weile im Torbogen des Stifts mit ein paar andern Buben herumgestanden, mit dem dickfelligen, ungeschlachten Merzeder und dem Gabriel Pinter, der immer so unsauber aussah. Eigentlich war er doch ein guter Kerl, der Gabriel Pinter . . . Und mit einem ihn plötzlich überflutenden Dankgefühl erinnerte sich der Hofflehner, wie es der Pinter an diesem Sonntag zuerst heraus hatte, daß dem kleinen, verzagt dreinschauenden Valenter etwas fehlen müsse. Er, sein Freund, hatte nicht daran gedacht. Er, sein Freund, hörte immer bloß noch die Worte des Paters auf dem Kirchenchor und wäre schon am liebsten daheim gewesen, um zu probieren, ob denn die Stimme wirklich nicht mehr aushalten wollte, ob nun wirklich die Palestrinameßsen und die Motetten des Orlando Lasso bald nichts andres mehr als bloße Noten auf dem Papier sein würden, die ein anderer lebendig macht und ein anderer mit dem Atem seiner Brust, wie er selber einmal, über die bedrückte Einsamkeit der Hörer wirft.

An diesem Sonntag war er zum letztenmal mit dem Joseph Valenter zusammen gewesen. Als andern Tags früh die zwei helfenden Glocken der Schulmesse in den grauen Morgen läuteten, fehlte der Schüler Valenter in der Schar der Stiftsknaben. Montag war in der Klasse des Hofflehner ein großer Tag. Die Klassenarbeit in Griechisch verhing ihn mit sehr trüben, sehr verdrießlichen Schleiern. Als dann endlich am Abend die Quälerei zu Ende war und der Knabe über den finstern Stiftshügel und den oberen Burgfried zu dem letzten, kleinen Hause lief, stand die Kostfrau des Valenter vor seiner weißen, niedrigen Stubentür. Sie legte den Finger auf den Mund und ging mit dem plötzlich sehrgedrückten Hofflehner vorsichtig und leise über die knarrende Holzstiege hinunter. Im Flur dann, wo die halbheruntergedrehte Lampe im Winde flackerte, erfuhr der Knabe, daß der Joseph in der Nacht sehr krank geworden sei und niemanden sehen dürfe.

Ohne daß er es merkte, war der Hofflehner sachte auf die Gasse hinausgeschoben und stand da in der Nacht und in dem nassen Nebel. Ein schwacher Lichtschein von einem verhängten Fenster sickerte über das Pflaster, und der Knabe schob sich frierend und mehr verdukt als eigentlich unruhig den Rodtragen in die Höhe. Dann ging er ganz langsam denselben Weg zurück, den er eben erst herauf gelaufen

war. Ein Mann kam ihm entgegen. Er war schon halb vorüber, als es den Hofflehner herumriß, weil ihm einfiel, daß dies der Doktor sei, und daß er zum kranken Valenter gehen würde. Er horchte auf die Schritte des in der Dunkelheit sich Verlierenden. Der Gedanke kam ihm, dem Arzt nachzulaufen oder ihn beim Haustor abzuwarten und zu fragen. Aber er verwarf den Einfall gleich wieder. Wie hätte er das auch tun können. Den fremden Doktor ansprechen, der ihm vielleicht gar keine Antwort geben und ihn höchstens heim-schicken würde.

Und so ging er denn seinen Weg geradeaus weiter. Nur die Füße wurden ihm etwas schwer. Er strich hart an der Mauer hin und war eigentlich froh, daß er dem Gabriel Pinter begegnete. Der fragte bloß mit einem verzwickten Grinsen: „Wie geht's?“ und der Hofflehner sagte: „Was machst denn du?“ Dann schwiegen sie beide und gingen im gleichen Schritt weiter. Der Pinter patzte mit seinen großen Stiefeln in jede Pfütze, und der andre dachte mit einer nun auf einmal keimenden Sehnsucht, wie oft er mit dem Valenter so im Gleichschritt durch diese Gasse gegangen war und durch den offenen Gang des Klosters und den Stiftshügel hinunter. Sie hatten da nicht viel mehr geredet als höchstens von einem Malheur in der Schule und von dem Mathematikprofessor. Der Joseph Valenter war immer ein wenig sonderbar, immer wie auf der Hut vor den andern. Er ging mit keinem aus seiner Klasse heim, es war nichts Rechtes aus ihm herauszubringen, er war überhaupt ein wenig zimperlich, der Valenter. Daß er da nicht öfter mit den andern seine schwere Not hatte und nicht öfter Prügel abbekam, verdankte er nur seinem gar so blassen Mädchengesicht, mit dem ihn die einen hänselten und um dessentwillen wieder andere sich an ihn herandrängten. Er war vier Jahre im Ort, aus dem er auch während der langen Sommerferien nicht herauskam, weil er weder Eltern noch Verwandte hatte.

Vor ein paar Monaten traf er durch einen Zufall mit dem Hofflehner aus der Parallelklasse der Quarta zusammen, und seither gingen sie öfter und schließlich fast alle Tage ihre gemeinsamen Wege. Wenn sich der Hofflehner bei einer Rauferei verspätet hatte und erhitzt durch irgendeine Gasse dahertrabte, hatte der Valenter geduldig auf ihn gewartet und sagte mit seinem stillen, feinen und freundlichen Gesicht: „Servus!“ und der andre auch: „Servus!“ Dann kam die Ecke, an der sie auseinander gingen. Sie standen aber immer noch ein paar Augenblicke, und wenn sie so den ganzen Herweg fast

nichts geredet hatten und sich nun halb ins Gesicht und halb aneinander vorbeisahen, spürten sie beide sehr leise und fast unbewußt, daß sie zueinander gehörten, viel mehr als zu dem oder jenem. Sagen ließ sich das nicht, und sie hätten das auch garnicht gewollt. Sie wußten, ohne daß sie es erst mit einem langweiligen und etwas lächerlichen Wort aussprachen, daß sie Freunde seien. Und wenn dem oft recht lauten und gleich ungeduldigen Hofflehner einmal ein Tag recht zuwider war, dann kam die Erinnerung an den Valenter wie eine sonderbare, heimliche Freude über ihn. Dann sah er einen vorüberrückenden Gedanken lang ganz deutlich das blasse, mädchenhafte Gesicht seines Freundes, so deutlich, daß er sich vornahm, den Valenter am Nachmittag von der Stenographie abzuholen und mit ihm hinauszugehen aus dem Städtchen. Wenn dann eine Gelegenheit käme, und kein Mensch in der Nähe sei, würde er ihm vielleicht sagen, daß er ihn, den Joseph Valenter, sehr gut leiden könne und daß sie Freunde seien. Es kam aber niemals dazu, so etwas zu sagen. Dafür mußten sie, was sie einander niemals sagen wollten, einmal vom Merzeder, dem Lämmel, und von dem heimtückischen Starinski ins Gesicht anhören. Vorige — der Hofflehner rechnete nach — ja, vorige Woche stand er mit dem Valenter an einer Ecke. Sie hatten sich die Hand gegeben und hielten sich noch fest, was sie früher eigentlich nie taten, und sagten noch drei Worte zueinander. Da kamen die zwei. Im Vorübergehen sagte der Merzeder: „Steht euch nur nicht die Füße in den Leib!“ und der Pole lachte und meinte: „Aber laß; sie haben sich halt gern, was?“ Er glaubte wahrscheinlich, daß in dieser Feststellung eine besondere Freundlichkeit und Anerkennung liegen müsse. Der Hofflehner aber ließ gleich die Hand des Freundes los und sagte ganz rot im Gesicht: „Servus“, und dann gingen sie beide nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. . . . Vorige Woche war das gewesen.

Und dann war der Valenter krank geworden. Jeden Tag kam der Christian Hofflehner den obern Burgfried herauf zu dem letzten Hause und jeden Tag wurde er zurückgeschickt. In der Schule saß er viertelstundenlang verträumt und abwesend. Diese drohende, ganz fremde und feindliche Gefahr, die er immer näher herankommen sah, und mit der er garnichts anzufangen wußte, hing sich wie ein dumpfer Schmerz in sein Blut. Nachts riß ein plötzlicher Schrecken durch seinen Schlaf, daß er entsezt aufwachte und still lag, ohne sich zu rühren, und ohne daß er laut zu atmen

wagte, bis ihm langsam die Erinnerung an den kranken Freund ins Bewußtsein rann und er mit einem Kältegefühl über der Haut die Hände zusammenzubringen versuchte, nur um sich zu fühlen, sich zu wehren und nicht so tot, so gefühllos und doch wieder geängstet ohne Laut in die feindliche Dunkelheit starren zu müssen.

So hatte er Tag um Tag, fast Stunde für Stunde die Krankheit des Freundes förmlich mit erlitten, und seine vergeblichen Gänge zu dem Hause mit den verschlossenen, dunkelnden Fenstern waren immer hoffnungsloser, immer überflüssiger geworden. Er ging dann schließlich bloß mehr, weil er es schon eben gewöhnt war, und weil er ja doch nicht daheim sitzen konnte. Das Bild des Freundes aber, mit dem er vor so wenig Tagen noch umhergegangen, dieses Bild wurde ihm jetzt schon ganz undeutlich und rückte wie in immer weitere Fernen. Und je gewisser er es wußte und erfuhr, daß er ihn wohl überhaupt nicht mehr sehen würde, daß der kleine Bube mit dem weißen Mädchengesicht sterben müsse, je weniger gelang es ihm, die schwindende Erinnerung aufzuhalten und ein Wort nur seines Freundes, die Art, wie er die Hand hob, wie er lächelte, noch einmal zu erhaschen.

So starb ihm der Joseph Valenter, bevor der kranke Knabe hinter den verschlossenen, dunkelnden Fenstern wirklich tot war. Und wie heute früh die Kofffrau zu ihm ins Zimmer hereinkam und mit einem etwas unsichern Blick nach ihm, der noch im Bett lag, sah, wußte er, ohne daß sie noch viel zu sagen brauchte: daß in dieser Nacht der fremde Freund, auf den er sich kaum mehr besinnen konnte, wirklich gestorben sei. Er war dann still, fast ruhig aufgestanden und zog sich an und fühlte bloß undeutlich, wie eine jagende Kälte ihm in kleinen, hastigen Schauern über die Haut fuhr, und wie eine tiefverborgene Hoffnung, nein, nicht einmal eine Hoffnung, nur eine weit, weit zurückliegende Bitte, daß vielleicht doch alles wieder werden möchte, wie es war — wie diese verzagte, ganz verborgene Bitte nun stumm, ausgelöscht . . . nicht mehr da war.

Als der Schüler Hofflehner zu dem Hause des Toten am oberen Burgfried kam, traf es sich, daß ihm dort schon der dicke Merzeder und der Gabriel Winter begegneten. Die beiden sahen ihn so eigentümlich feierlich und neugierig an, daß er unter diesen Blicken ganz klein wurde und mit einem unsichern Gesicht seine Hand gleich wieder aus den ihren herauszog. Er fühlte, daß sie jede seiner Bewegungen bewachten und wahrscheinlich schon überaus gespannt waren, was er nun

anfangen und wie er sich benehmen würde. Denn der verstorbene Valenter war ja sein Freund gewesen, und er hörte, wie von weither die Worte des Merzeder von damals an ihm vorbeiklingen.

Der Merzeder dachte aber wahrscheinlich nicht entfernt mehr an das. Er zog seine Hände aus den Taschen seines haarigen Winterrocks und schlenkerte die Beine ein paarimal durch die Luft, um den Schnee von der Sonntags-hose zu bringen. Als dies geschehen war, sagte er mit einer leisen, gequetschten Stimme, von der man nicht wußte, wo er sie eigentlich her hatte, und die wahrhaftig wie aus einem Totenzimmer geholt war: „Also gehen wir hinein?“ Er legte die Hand auf die Klinke und sah den Hofflehner an, wie wenn der allein da wäre und allein in Betracht käme. Weil aber keiner etwas sagte, drückte er die Klinke langsam nieder, und dann ging die Tür auf, und die drei schoben sich hinein. Eine dumpfe Luft schlug ihnen entgegen, in der dem Hofflehner plötzlich so übel wurde, daß er nicht atmen zu können vermeinte und sich knapp an der hinter ihm zufallenden Haustür hielt. Das Herz schlug ihm hörbar an die Rippen. Er mußte fortwährend schlucken und hielt die Hand auf die Brust gepreßt.

Im Flur rückte und schob eine Magd an einem großen Papierkarton, von dem sie mit einem nassen Tuche den Staub fortwischte. Der Merzeder sagte mit seiner Leichenbitterstimme „Guten Tag“, und der Gabriel Pinter sagte auch „Guten Tag.“ Er blieb aber mitten in den zwei Worten stecken, und es war unbestimmt, ob er dies aus lauter Scheinheiligkeit tat oder weil ihm die von der Schachtel wegfliegende Staubwolke die Rede verschlug. Die Magd hatte nun den Deckel aufgehoben und schaute die drei flüchtig an. „Je“ — sagte sie — „aber seid nur recht still, ja? Und habt ihr euch die Füße abgeputzt? Denn die Stiege wird heute noch gerade genug abgetrempelt werden!“ Sie schlug mit ihren großen, roten Händen das Packpapier in der Schachtel auseinander und zog ein paar grellfarbige, raschelnde Totenkränze ans Licht, die mit ihren steifleinwandenen, auf Draht gefädelten Kamelien und Vergißmeinnicht und den giftgrünen Blättern von einer „Leich“ zur andern aufgehoben wurden. Der Merzeder hustete etwas verlegen und wie, um sich Mut zu machen, und dann ging er voraus über die hölzerne Stiege. Hinter ihm drehte sich der Pinter erst nach dem Hofflehner um, der ganz blaß und, ohne sich rühren zu können, noch immer an der Tür stand. Ein entsetzlicher Schmerz hämmerte nun auf einmal mit den Schlägen seines Herzens durch seinen fiebernden Körper,

und von einem ungeheuern, fiebernden Ekel geschüttelt, durch stürzende Tränen, die in hellen Tropfen über sein kaltes, glattes und bleiches Knabengesicht liefen, erfaßte er es nun eigentlich zum allerersten Male, in einem Krampf des Begreifens, vor dem jeder andere Gedanke nichtig war, was ihm hier bevorstand, was über ihn hier hereingebrochen war, ohne daß er sich wehren konnte.

Seine Zähne schlugen vor Kälte aufeinander. Er wollte sich an den Wänden halten, am Treppengeländer; aber die Stufen, die Mauer, die Tür rannen an ihm vorüber, er griff ins Leere und fühlte dann plötzlich den Arm des Gabriel Pinter um sich. Er hörte seine Stimme leise, unverständliche Worte flüstern und hatte dann die Stufen unter den Füßen, über die ihn der Pinter mehr hob und trug, als er selbst zu gehen vermochte.

Oben war dann eine weiße Tür und ein kleines, nett zusammengeräumtes Zimmer mit Mullvorhängen vor den niedrigen Fenstern, und an denen stand schon der Merzeder mit der Kostfrau des verstorbenen Valenter. Sie nickte dem Pinter zu, und wie sie dann auch den Hofflehner sah, kam sie herüber und gab ihm beide Hände, und der Knabe hörte, daß sie den andern über irgend etwas Vorwürfe machte. Der Merzeder schaute ihn daraufhin an. Er war jetzt aber wirklich ganz ernst, und seine Stimme klang merkwürdig männlich, als er sagte: „Na ja, aber jetzt ist er doch einmal hier. Und dann — ich habe mir gedacht — er war ja eigentlich sein Freund, der . . . Tote.“

Nun kam die Magd und hatte beide Hände mit den raschelnden Kränzen beladen. Sie schlurfte auf den Zehen durchs Zimmer und öffnete eine zweite Tür. Der Merzeder und der Pinter gingen leise und die Mützen drehend hinter ihr auch in dieses Zimmer, dessen Vorhänge herabgelassen waren. Die Kostfrau aber hielt den Hofflehner mit ihren warmen, etwas gelben und verrunzelten Händen fest und bog ihr altes, freundliches Gesicht zu ihm herunter. Sie redete ihm leise und tröstend zu, und der Knabe fühlte ihre Worte, ohne sie verstehen zu können, wie warme, einschläfernde Atemzüge über seinem Gesicht. Er weinte nun nicht mehr. Auch jener Schmerz und die Müdigkeit hatten nachgelassen, er wollte nur eigentlich schon fort, hinaus aus diesem engen, reinlichen, warmen Zimmer, aus diesem toten, dumpfigen Hause, in dem er nicht atmen konnte. Er drehte noch langsam seine ganz glanzlosen Augen nach der offenen Tür und sah in der halbfinstern Stube ein Lichtlein trübe Strahlen spinnen und sah die regungslosen Schatten der Knaben und der Magd

langhin über die Wände wachsen. Dann zog er seine Finger einen um den andern leise und vorsichtig aus den Händen der Frau und murmelte einen unverständlichen Gruß und war endlich über die Stiege, den Flur draußen in dem hellen Schneelicht des Februartages.

Ohne aufzusehen, lief er beinahe durch die Gasse mit den gelbgestrichenen, stillen Häusern. Wie wenn er einer entsetzlichen Gefahr, einem abscheulichen, widerlichen Verhängnis damit entrinnen müsse, hing er sein aufgöstörtes Denken in den wiegenden Hall der Glocken, der von den Stiftstürmen in feierlichem Schwunge durch die Luft zitterte. Er konnte gar nicht schnell genug vorwärtskommen; die Brandung des zusammenschlagenden Lätens trug ihn aus der Bitterkeit und den Fährnissen dieser nun weit, o so weit zurückliegenden Tage wieder in die Welt, die ihm zu eigen war, und der er angehörte. Längst vertraute Stimmen und Gesichter, Erlebnisse und Gewohnheiten schlossen wieder den Kreis, aus dem er sich nicht wagen durfte. Der Torbogen des Stifts nahm ihn wie schützend auf, sein Fuß klapperte über die Steinplatten, und er las im Laufen die Worte auf den eisenbeschlagenen, eichenen Flügeln: Dies Tor soll jedem offen stehn, der ehrbar will durch selbes gehn.

Der überschnelte Platz vor der Stiftskirche war angefüllt von Kirchengängern, von breit daherstapfenden Bauern, die ihre Pfeifen ausklopften, und alten oder jungen Weibern. Ueber allen diesen redenden, lachenden, feier-

täglich gestimmten Menschen hing der aufgehellte Vormittags Himmel, und das dröhnende Geläute der Glocken schwoll wie der Atem dieses Tages über die Dächer des Markts und die fernverbreiteten Hügel der weißverschneiten, friedlichen Landschaft.

Als der Christian Hofflehner, den der Pater Regenschori schon im ganzen Orte hatte suchen lassen, die gewundene, steile Chortreppe heute vielleicht zum letzten Male hinaufstieg, schlugen die feierliche Pracht des Andante maestoso der Orgel, der hinter Weihrauchwolken zitternde Lichterglanz des Hochaltars und die gedrängte Menge unten in dem weiten Kirchenschiff wie rauschende Wellen über ihm zusammen. Er fand betäubt und verwirrt kaum seinen alten Platz neben dem Pater, der ihm die Noten hinwarf und mit einem roten, zornigen Gesicht sagte: „Kerl, elendiger, wo treibst denn du dich herum?“

Einen Augenblick, nur einen vorüberrückenden Gedanken lang dunkelte dem Hofflehner die Erinnerung an das Haus am oberen Burgfried über das farbig heraufstrahlende, festliche Bild dieser Kirche. Ein leise verziehender Schmerz griff mit unsichern Fingern nach seinen Schläfen. Dann aber rann jener finstere, verwirrt Traum und die klingende freudige Wirklichkeit in eine abgrundtiefe, schweigende, horchende Stille. Die Orgel setzte ein, und, erhoben über alles irdische Geschehen, sang er entrückt, befreit und wie von zitternden Schmerzen befreit, die uralte Klage:

Kyrie eleison!

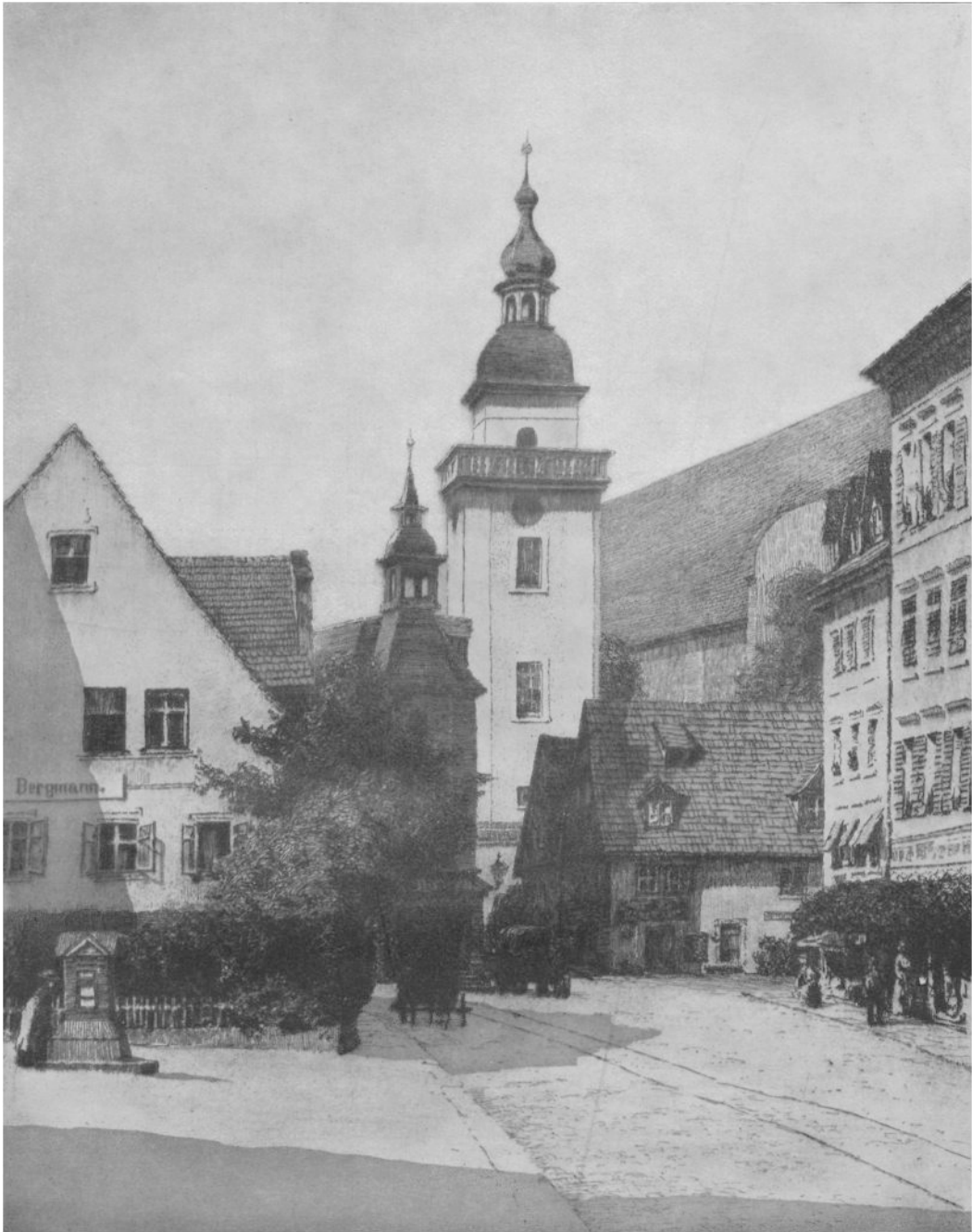
Mein Berg geht schlafen

Nun liegt dein bäumestarrer Riesenleib
Vom Elfenglanz durchsonnter Luft umbadet,
Und dein beglänzter Purpurgipfel ladet
Die Engel ein zu Spiel und Zeitvertreib.

Bald decken Wolkenschleier deine Ruh
Wie reiche, goldumfüumte Daunendecken,
Und deine wetterharten Gipfel recken
Vergeblich ihren Hals dem Himmel zu.

Und während, aus der Nacht des Waldes tauchend,
Des Mondes Silberhaupt am Himmel steht,
Begleiten meine Lippen, farblos hauchend
Der Fingerspitzen stummes Nachtgebet.

Richard Rief



Der Marktplatz in Warmbrunn
Nach einer Radierung von Dr. Luft

